

# Das Werk

---



Lichtbild: Dr. R. Rollbach.

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“

Totenmaske von Heinrich Heine.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

---

XIX. Jahrg.

Düsseldorf  Aug./Sept. 1939

Heft 8/9

# Das Werk

XIX. Jahrg.

Düsseldorf, August / September 1939

Heft 8/9

## Bekennnis.

Ich glaub' an Deutschland wie an Gott!  
Wie Gott, so lieb' ich dich!  
Mein großes Volk, wie bitterlich  
Trägst du des Schicksals Spott!  
Du trodest, ob das Herz dir springt,  
Du fühlst, daß dir dein Kampf gelingt.  
Denn, Deutscher, horch! Dein Herz, das singt:  
„Ich glaub' an Deutschland wie an Gott!“

Ich glaub' an Deutschland wie an Gott!  
Er gab uns: Mensch zu sein!  
Und sprach: „Kämpf um das Erbe dein!  
Ich mach' dich nicht zum Spott!“  
Vor ihm sind alle Länder gleich,  
Reich ist ihm arm und reich zugleich!  
Ich glaub' an Deutschland wie an Gott!

Ich glaub' an Deutschland wie an Gott!  
Von Deutschland lass' ich nicht!  
Und naht für uns das Weltgericht:  
Gott ist in uns, in uns ist Gott!  
Kämpfend erfüll' ich sein Gebot,  
Trug Deutschlands Glück, trag' Deutschlands Not!  
Und ich besiegl' es mit dem Tod:  
„Ich glaub' an Deutschland wie an Gott!“

*Erwin Löffel*

# Gedichte von Heinrich Lersch.

(Aus „Das dichterische Werk“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.)

## Soldatenabschied.

(1. Fassung.)

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!  
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen.  
Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen!  
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!  
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:  
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!  
Tief im Herzen brennt das heiße Leben,  
Frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.  
Wir sind frei, Vater, wir sind frei!  
Selber riefst du einst in Kugelgüssen:  
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!  
Der uns Heimat, Brot und Vaterland geschaffen,  
Recht und Mut und Liebe, das sind seine Waffen,  
Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!  
Wenn wir unser Glück mit Trauern büßen:  
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Tröste dich, Liebste, tröste dich!  
Jetzt will ich mich zu den andern reihen,  
Du sollst keinen feigen Knechten freien!  
Tröste dich, Liebste, tröste dich!  
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen:  
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, Menschen, lebet wohl!  
Und wenn wir für euch und unsere Zukunft fallen,  
Soll als letzter Gruß zu euch hinüberhallen:  
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!  
Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müssen:  
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

\*

## Der Fahneneid.

Herz, aufglühe dein Blut!  
Brüder, nun laßt uns schwören,  
Daß wir dem Vater gehören,  
In dessen sicheren Händen  
Unser Geschick, das Schicksal der Deutschen ruht.

Was unser Spruch auch schwört,  
Wir schwören dem eigenen Leben,  
Daß wir nur wiedergeben,  
Was unsern Vätern, den Helden,  
Die es erstritten, was allen Deutschen gehört.

Deutschland, dem wir geweiht  
Die Arbeit unserer Hände;  
An deines Schicksals Wende  
Stehn wir erhobener Seele  
Und weihen uns dir voll Dankbarkeit.

Treue, glüh unverzehrt!  
Treue, die mit uns geboren,  
Treue, von der nichts verloren,  
Wenn auch unsre ewige Seele  
Zur ewigen Heimat kehrt.

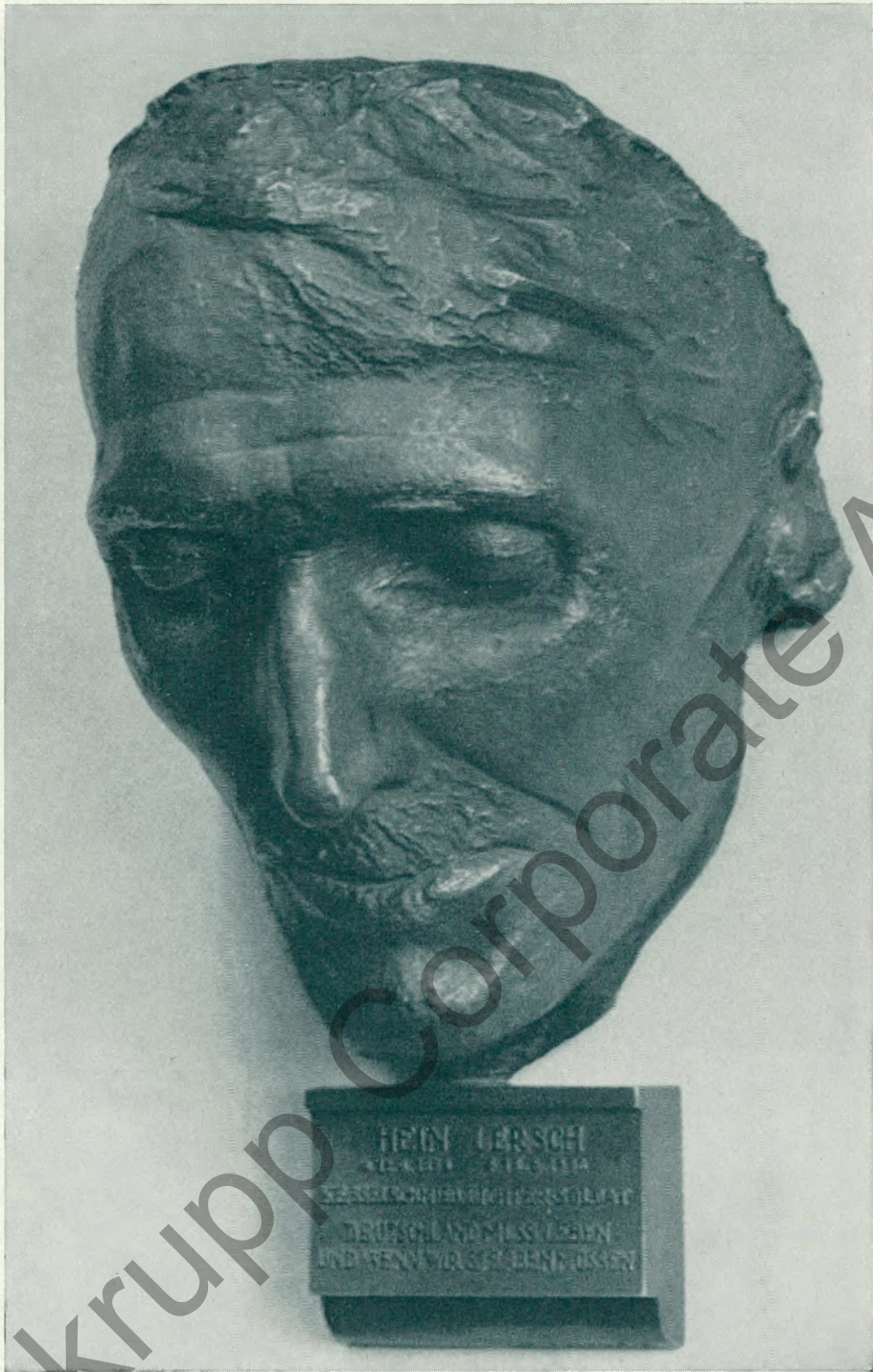
\*

Als ich den preußischen Fahneneid schwor,  
Auf einmal ich Vater und Mutter verlor;  
Die Liebste starb gleich beim dritten Wort,  
Das vierte fegt Brüder und Schwestern fort,  
Beim fünften der Feldwebel Mutter mir ward,  
Beim sechsten wurde das Herz mir hart,  
Beim siebenten ward's ein Rubinenstein,  
Und der funkelt nun in die Welt hinein:  
„König von Preußen, ich leb mit dir!  
König von Preußen, ich sterb mit dir!“  
Nun bin ich lange in Kampf und Schlacht,  
Alles habe ich mitgemacht.  
Wenn ich will — dann kann es auch anders sein,  
Ich laufe zur Nacht zum Franzosen hinein.  
Dann brech ich den preußischen Fahneneid:  
— und alles wird wie in alter Zeit:  
Beim ersten Schritt wird der Vater wach,  
Beim zweiten Schritt kommt die Mutter nach,  
Beim dritten lächelt die Liebste fein,  
Beim vierten Brüder und Schwesterlein,  
Und mein Herz wird wieder weich und gut,  
Denn ich bin ja gefangen in sicherer Hut!

Doch ich weiß: Wenn ein deutsches Wort erklingt,  
Mein gebrochener Eid mich wie ein Tiger anspringt,  
Hundertmal zur Nacht und tausendmal am Tag —  
Und dann schreit mein Blut bei jedem Schlag,  
Höhnt jeder Tropfen im Herzen mir:  
„Du schuftiger, feiger Musketier!“

Ich aber erhebe wieder die Hand,  
Den Schwur zu erneuern fürs Vaterland —  
Herz, rot und hart wie Rubinenstein,  
Funkle aufs neu in die Welt hinein:

„König von Preußen, ich leb mit dir!  
König von Preußen, ich sterb mit dir!  
König von Preußen, ich lasse dich nicht,  
Bis mir mein funkelndes Herz zerbricht!“



Ofenmaske  
 von  
 Heinrich Versch.  
 \* 12. 9. 1889.  
 † 18. 6. 1936.

Sichtbild: Dr. H. Kollbach.

## Die Legende von Heinrich Versch.

Zum 50. Geburtstag des Dichters erzählt von Josef Winkler.

Es lebte einmal ein alter Kesselschmied in einer häßlichen  
 Fabrikstadt in seiner lärmenden wackeligen Flickbude,  
 grob und ungebärdig wie alle Kesselschmiede, halb taub und  
 einäugig; von Staub und Hitze dörrten Leib und Seele, und  
 oft trank er mit seinen Gefellen die halbe Nacht. Wozu soll  
 auch ein alter Kesselschmied es bringen in der Welt, wenn  
 Not und Kummer durch die Scheiben blinken, mit seiner  
 franken, blassen Frau und nur Mädchen, unmündiger Würmern?  
 Jeder rechtschaffene Kesselschmied will Söhne haben, eine

eigene Niesskolonne von Söhnen; denn die Gefellen sind Saison-  
 arbeiter, die mit der ersten Schwalben fortziehen oder wenn  
 die Arbeit zu viel wird, und die im voraus nach Lohn schreien!  
 Es ist nichts zu hoffen, eh' er nicht eine wackere Bande rich-  
 tiger Burschen beisammen hat, die geboren sind mit dem  
 Schwung des Hammers im Arm, hagere Hunde und an  
 Hunger gewohnt! Und als die Frau wieder in Hoffnung  
 war, legte sie sich drei Tage nieder — jedes Jahr legte sie  
 sich einmal drei Tage nieder, bis sie wieder aufstand zur Laufe



Lichtbild: Lohmann.

Reprod.: Dr. R. Kollbach.

„Nun ist mein Tagwerk: im engen Kesseltroht... an Nieten hämmernd in der Glut zu schwitzen...“

und dann schon die Gäste bediente, nur noch schmäler, noch blasser geworden —, und jetzt lag sie in der Kammer und stöhnte; der Alte aber kam nicht, tobte durch das Geschmetter des Hohlkessels: „Ach wagt, wieder 'n Mädell!“ Aber die Hebamme stürzte plötzlich in die Schmiede: „Meister, Meister, der Jung, der Jung ist da!“ Da tat der Alte erst noch einen gewaltigen Schluck aus der Flasche, wischte den Schnauzer und stampfte in die Kammer. Die Mutter schrie auf vor Schreck, wie er da hereintrat, näher kam, ihr das Kind von der Brust riß, hielt's hoch an einem Bein in die Luft und besah sich das krähende, greinende Klümpchen Fleisch von allen Seiten, nickte: „Ist ein Jung —!“ und tat's in die Lederschürze. Gott, was gibt's, ist er schon wieder betrunken —? Aber er stapft in die Kesselschmiede zurück und ruft den Gesellen zu: „He, drei Mann hoch, Nietkolonne mit großem Marteau, immer über Mau: Holz ins Feuer und dann dicht neben, los, los, los —!“ Und blies vom Amboss das letzte Stäubchen fort, legte das nackte Knäblein auf den blanken Spiegel, ein Gesell schob aus der Esse sein glühendes Schmiedestück dicht daneben, und die Kolonne haut los, mit drei fliegenden mächtigen Hämmern, rechts über Mau, links über Mau, daß sprühende Funken, rot und grün und blau knisternde Sternchen und zischende Söhnchen einen funkelnden Baldachin von Eisen und Feuer über seinen erstgeborenen Sohn wölben. Der Alte, vorgebeugt mit dem einen umbuschten Aug', den Mund weit offen, das Gesicht beglänzt, brüllt plötzlich wie ein Zyklop: „Halt — wird ein echter Kesselschmied, hat mit mit der Wimper gezuckt!“ Und schrappte ihn vom Amboss mit zittrig-behutsamem Griff an die Vaterbrust und gab ihm den Sohneskuss.

Dies ist der erste Satz der Legende von Heinrich Versch . . .

Ein mahniger, dunkelbraun gebrannter zierlicher Wanderbursch ist auf der Walz von Osterreich her in Rom hängen- geblieben. Nachts schläft er im Kolosseum oder hockt in einem alten krummen Olbaum, wenn's nicht ausreicht, um wenige Centesimi in einer Osteria Herberg zu finden. Ein Stück Pane oder ein Schluck Vino, mehr bedarf's nicht, Drangen wachsen auf den Hügeln in Überfluß, nach gebratenen Meerfischen riecht die ganze Stadt; er treibt durch ihre Straßen in unendlichem Staunen des nordischen Fremdlings, unverständliche Worte wie Musik im Ohr, ein Mädchen berückt ihn sinnlos, das auf einer getreppten Gasse singt bei einer Nähmaschine, hell wie eine junge Katze miaut, er dient die Frühmesse bei Nonnen und ist Klostersgärtner unter Wundern toll blühender Blumen, er putzt Stiefel, er macht auch Botengänge mit Briefen und kleinen Paketen, kennt jede Via, die Namen aller Plätze und Paläste und Museen — ja, er kennt ganz Rom; er wirft sich nackt in den gelb flutenden Tiber und süßt sich grenzenlos bedürfnislos auf den heißen Schwellen der Ewigen Stadt, wie ein junger Pan sich sonnt, schwelgerisch in Düften, Gerüchen, Geräuschen, Glockenklängen vieler Türme, die im Gefunkel zerfließen vor apokalyptischen Sonnenuntergängen, in phantastischen Mondaufgängen — er hat keine Uhr mehr, keinen Kalender, nur noch einen zerknitterten Gesellenpaß. Aber er kennt ganz Rom! Deshalb ist er auch Fremdenführer, und eines Tages bringt er einen deutschen Oberlehrer samt Gattin zum Petersdom. Der Oberlehrer hat ein rotes Buch in der Hand, blättert darin, zeigt zu den Kolonnaden, der gewaltigen Kuppel und sagt: „Und das dort ist ein dorisches Kapital — hier eine korinthische Säule — das ein Akanthusblatt —!“ Und auf einmal fährt der verwilderte Bursch, den er kaum bisher beachtet, da fährt mit glühend aufgerissenen Augen der magre

Jüngerflügel!  
 Juch' uns worden,  
 ist kein Rufen. Doch Opal und Stein  
 war uns Stoffes Ziel auf Boden:  
 Juch', ein Mann, ein Gut zu sein.  
 Für uns ein Tag lausig:  
 Jüngerflügel, Jüngerflügel!

Handschrift von Heinrich Lersch, zur Verfügung gestellt von Frau Erna Lersch.

Gesell ihn an: „Du, was ist Acanthusblatt — was ist dorisches Kapital — was ist eine korinthische Säule?“ Erschrocken starrt der Oberlehrer in dies jähe Gebaren, kopfschüttelnd weicht die Gattin zurück — ein kurzes, sehr verwunderliches Gespräch und dann der Ausschrei: „Oh, jetzt endlich weiß ich's — ich glöb' alles nur an, aber ich seh' nichts — blind, blind und kenn' nichts von Rom!“ Der Blitz der Erleuchtung war mitten vor dem Petersdom niedergefahren! Und der magre, verträumte, in sich verbrauchte Jüngling lief aus der funkelnden Stadt des Lichtes fort, aus dem Wunder der Paläste fort, aus der Welt der ekstatischen Erschütterungen allen Überschwangs — über die Alpen zurück in seine finstere, rauchige, niedere Schmiede da droben irgendwo im Norden in einer häßlichen Fabrikstadt und begann zu hämmern, zu nieten, zu schufte bis abends spät. Und kam zu einem seltsamen Geistlichen, der in eben dieser Stadt lebte, klopfte an die Tür und sagte: „Du, ich kann dir ein paar Groschen pro Stunde geben, in der Schul' hab' ich nichts gelernt, oder alles schon verschwischt, gib mir Unterricht!“ Und brachte ihm später ein verschmürtes Paket: „Vielleicht bin ich sogar Dichter, viele Kladden hab' ich vollgeschrieben! Hilf mir auch darin —!“

Und der merkwürdige Kaplan half ihm, der sich eine Mission gemacht hatte, unbekannte Talente aufzufinden, Studenten und Arbeiter einander näherzubringen, denn die soziale Kluft des Volkes schrie ihm aus Herz. Rings hing der Horizont von drohenden Gewittern verdüstert, unheimliches Unglück zog herauf, Weltkrieg, und da galt es, jeder für sein Teil mitzuhelfen, innerlich das Volk zu stärken! Dieser Mann, eine Feuerseele wie sein Zögling, nahm sich seiner an mit immer größerer Bewunderung — denn er sah: da kam wahrhaft der ewige Deutsche, der um Erkenntnis selbst die Schönheit opfert — und war ein Dichter!

Dies ist der zweite Satz der Legende von Heinrich Lersch . . .

Schon fuhr das Schicksal herauf. Haß, Neid, Lüge wüteten wilder an den Grenzen. Die halbe Welt drohte mit furchtbarem Überfall! Und ein Seelenaufbruch, wie ihn die Geschichte nie erlebt, warf alle Deutschen wie zu einem Mann, einem Riesen zusammen, um dies eine Ziel: Rettet das Vaterland! Und an den Rathhäusern wurden Plakate angeschlagen: Mobilmachung! Depeschen überstürzten sich, Kundgebungen hallten durchs Land, schon jagten Gerüchte von Attentaten, Spionen. Universitäten und Schulen leerten sich, die altgedienten Soldaten und Väter zogen mit Pappschachteln und kleinen Kofferchen auf allen Wegen zu den Bahnhöfen. Und auch die jungen Kesselschmiede mußten fort, auch die Söhne! Und die kleine, gebückte, blasse Mutter ging noch einmal mit ihnen zur Frühmess' und empfahl sie alle zusammen dem Schuß des Himmels. Und der Wanderbursch, der älteste Sohn, der mit der halb verschrammten Bleibrille, der immer abends droben in der Kammer saß und schrieb, schrieb, schrieb, aber niemandem im Hause zeigte, was er schrieb — nun schrieb er zum Trost der weinenden Mutter ein Soldatenabschiedslied ins alte Gebetbuch:

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!

All das Weinen kann uns nichts mehr nützen;

Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen.

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!

Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir  
küssen:

Deutschland muß leben, und wenn wir sterben  
müssen!

Und schwenkte noch einmal den Hut und zog mit.





Heinrich Versch  
als Gefreiter  
des Res.-Inf.-Regts. 65.

Nach einer Privataufnahme  
reproduziert von Dr. K. Kollbach.

bist du ja —!“ rief der schwächliche glühende Mann mit einer runden Bleibrille und gewaltigem Schopf — „ich tippelte wie du auf der Walz’, ich lief von Wien bis Rom! Jeder soll heut Anteil haben, den Gott hereinführt!“ Und der Stromer, scheu um sich gaffend, nimmt die volle köstliche Pulle Schabbau, ein halber Kalbsbraten schwenkt auf der Gabel herbei, eine Schüssel mit Kompott folgt, eine Rotweinflasche folgt, und im Überschwang seines Glücks zieht der kleine Mann sogar jenen blauen Lappen, den ein Dichterfreund ihm geschenkt, aus der Brust und schmeißt ihn flatternd durch die Luft: „Nimm da, Bruderherz —!“ Aber mit einemmal ging mit dem Stromer unerwartete Verwandlung vor, er duckt erschreckt, rafft die hundert Mark und fliegt mit jähem Satz durchs Fenster in die Dunkelheit hinaus! Im Gelächter der tobenden Schmiedegesellen geht auch bald dies Mirakel unter. Aber am andern Morgen, da der kleine Mann, sehr früh, sich zur Schmiede aufmachte, steht er, wie jemand austreibt und hinter einem Straßenbaum sich verkriecht. „Halt, das ist doch der Bruder von der Walz’, he, holla —?“ Und Versch läuft mit ihm um die Wette, holt ihn ein: „Bist du verrückt? Warum rennst du fort? Warum bist du heut nacht schon verduftet, Kunde?“ — „Ja — so — ich mein’ — ihr waret doch Einbrecher in der feinen ‚Villa‘?“ — „Was, ich bin der Bräutigam!“ — „Wer bist du?“ — „Bloß Kesselschmied bin ich!“ Und mit leuchtenden Augen der Stromer: „Dann bist du der Dichter!“ — „Ja, ich bin’s.“ — „Mensch . . .“

Dies ist der vierte Satz der Legende von Heinrich Versch . . .

Die Zeit wurde schlimm. Alle Hoffnungen schwanden, Orkan gespenstiger Entwertung füllte die Gemüter mit Irrsinn, Hegensabbat tanzte über Deutschland. Die Schmiede lag kalt, leer. Verzweiflung und Aufruhr tobten durch des jungen Vaters Herz, der ein lebensstrokendes Geschlecht gezeugt, prächtig und riesig! Unsägliche Zermürbung, Not und Elend landauf und -ab. Und er bekam keine Unterstützung, da er als selbständiger Meister galt. Er grübelte vergeblich nach Hilfe. Endlich ein Plan — schon fuhr er mit einer Dampfwalze los, Kohlen aus dem Industriegebiet in seine abgesperrte Heimat zu schaffen, wo Esse an Esse erlosch! Eine schwere, ungefüge Walze mit Kohlenfeuerung wußte er wohl zu bedienen, wohl zu lenken und stand auf ihr wie am offenen Schmiedeherd, schwarz und im Winde flatternd. Zeit spielte keine Rolle, er und seine Brüder besorgten ja selbst den Transport, während der Nacht, wo niemand dies seltsame Gefährt sah, wie es gewiß noch nie in Deutschland zum Kohlenschleppen gebraucht wurde — so rollte die mühlenradgroße Straßenwalze langsam, polternd, qualmend auch durch meine dunkle Stadt am Niederrhein. Und einmal auf solcher Fahrt fuhr er den Bruder kaputt, ein Auge aus — drum ward auch dieser wie der Schmiedeaale einäugig! Und er saß droben in der kalkigen ungeheizten Kammer und dichtete alles Geschehen zum ewigen Gleichnis; monate lang schrieb er — so wurde „Mensch im Eisen“. Sein Schicksalsbuch, erlebt, erlitten, errast, als Hauspostille aller Schmiede der Welt — herrlich, einmalig —

Dies ist der fünfte Satz der Legende von Heinrich Versch . . .





Heinrich Versch auf dem Totenbett.

Lichtbild: Dr. R. Kollbach.

Dann kam sein Tag, endlich! Da erst wurde er zum wahren Dichter des ganzen Volkes! Er hatte es nicht mehr erträumt, zu bitter das Dasein! Er zog durch hunderte Städte, und überall entzündeten sich die Herzen an der reinen Gläubigkeit seiner kindlich-männlichen Seele. Er vergaß sogar alle Freunde. Er lebte in der Glorie seiner Selbstverzauberung, die Jugend strömte ihm zu, er sprach mit einem Hammer in der Faust in düsteren Walzwerken, hoch emporgezogen auf einem mächtigen Schmiedeblock, zu den tausenden Kumpels herunter, die auf Maschinen und Werkzeugen saßen und ihrem Sänger lauschten; er sprach an lodernen Sonnwendfeuern auf Berggipfeln vom Hymnus des Lebens, von Göttern und Dämonen der Natur zur lagernden Schar unter Fähnlein und Trommeln — er sprach in Krankenhäusern von Menschbrüderlichkeit, Größe durch Leid zu stehenden Invaliden der Arbeit — wo sprach er nicht, der sich selbst verzehrte an seiner Flamme? Plötzlich schlug das töckische Kriegsübel an, mitten in der Bahn riß es ihn nieder. Er starb im Hospital zu Remagen am Rhein in einem kleinen Zimmerchen. In Fieberqualen rief er immer wieder nur dies Wort: „Die Melodie . . . die Melodie . . . die Melodie . . .!“ Und ich war der einzige Dichter unter seinen alten Freunden, der ihn auf dem Totenbett noch gesehen hat. Er lag ganz zusammengeschrumpft, uralte, urfern und urfremd. Nur unter den Rosen an den magern, gefalteten, wachsbleichen Händen erkannte ich den breiten Schmiededaumen. Da mußte ich weinen.

Und es war ein Begräbnis wie bei Frauenlob. Alle, alle gaben ihm das letzte Geleit. Ein wogender Abend rheinischen Volkes um seinen unsterblichen Sänger — im gurgelnd tief rauschenden Strom spiegelten sich zahllose Fackeln, Musik und Fahnen und Kränze und schweigende Abschiedsmenge.

Während das Leichenauto durch die einsame Nacht fuhr, an der Stadt Bonn vorbei, seiner Heimat entgegen, kam plötzlich ein erleuchteter Zeppelin vom Siebengebirge herüber, wie letzte unirdische Phantasmagorie, begleitete donnernd, donnernd, donnernd ein Stück Wegs dies unerkannt einsame Gefährt in der Nacht da unten . . . Wielands späten großen Sohn.

Und die Heimatstadt, die Fabrikstadt wartete schon, Volk stand schwarz auf allen Straßen. Sein Sarg ward unter dumpfem Trommelwirbel in die nächtliche Schmiede getragen. Und der älteste Geselle schlug mit dem Hammer auf den Amboss, daß die klingende Stimme des Ambosses dreimal laut ihn rief, die er einst selbst die Stimme seines „Vaters“ genannt, und der Hammer grüßte ihn, der geliebte, den er als „zeugendes Zeichen des Gottes“ gepriesen; und der Lehrling sprach ein Gedicht des toten Meisters und zog noch einmal den Blasebalg, und das alte verehrte Sternfeuer der heiligen Esse sprühte hoch und wölbte abermals einen Baldachin über den heimgegangenen Dichter, über seinen Sarg auf dem Amboss in der Schmiede . . .

Und dies ist der letzte Satz der Legende von Heinrich Versch.



Totenmaske von Heinrich Versch.

Lichtbild: Dr. R. Kollbach.

Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen!

*Guinif Luff*

## Wir Werkleute all.

Wir Werkleute all, wir alte und junge, wir Männer und Frauen,  
Die wir nur Flamme, Glut, Massen und Kräfte schau'n,  
Wir, die wir die Flammen, Glut und Kräfte bezwingen,  
Hört unsre Fäuste das Lied der Arbeit singen.

Wir Werkleute all tragen unter dem blauen Tuch  
Wie ihr eine Seele, die weint und jubelt unter Segen und Fluch.  
Und neben dem lauten Leben ein Menschsein mit allen Gefühlen,  
In Liebe und Frühling, in Armut und Not,  
Erde und Himmel wühlen.

Wir Werkleute all sind allen Werks Fundament.  
Auf unsern Leibern stehn die Maschinen,  
auf unsern Leibern der Hochofen brennt,  
Doch unser Geist will nicht an Rädern und Achsen  
um den ärmlichen Taglohn kleben,  
Er wird sich mit Volk und Land verbinden zu neuem Leben.

Wir Werkleute all hüten die deutsche Erde,  
sind fruchtbar aus ihrem Schoß,  
Mit kämpfenden Hämmern schlagen wir uns  
aus aller Knechtschaft los.  
Schmolz auch das göttliche Band zwischen Mensch  
und Werk in hassenden Flammen:  
Wir Werkleute all schmieden ein neues Volk  
zu stolzer Freiheit wieder zusammen.

## Der Schwur.

Warum das Leid so bittere Stunden brannte,  
Warum die Welt, so reich, so schön sie war,  
Mir nur noch Leid, nur Qual gebar?  
Weil ich der heil'gen Bruderliebe Kraft nicht kannte!  
Ich schwur beim Abschied aus dem Schützengraben:  
Kamerad, was du nicht hast — das will auch ich nicht haben!

Ich kam zurück: der Frühling zögernd weilte  
Und bot mir Menschen, Stille, Liebe, Trost.  
Doch ich, ich wußte, wie der Schlachtbrand tost,  
Der sich, ein glühender Stahl, ins Herz der Brüder keilte;  
Es sprachen immer nur der Heimat schöne Gaben:  
Kamerad, was du nicht hast — das will auch ich nicht haben!

O Schönheit, Stille, Glück, wie ich euch hasse!  
O Wald, aus dem sich immer nur ein Angriff bricht,  
O Mädchen, wenn dein liebes Antlitz ich umfasse,  
Anstarrt mich ein zerfetztes Soldatenangesicht.  
Mein Herz, du liegst im Unterstand begraben.  
Kamerad, was du nicht hast — das will auch ich nicht haben!

## Grabschrift.

Wanderer, steh!  
Ich sage dir, wenn du dich heut' abend zum Schlafen legst  
Und nicht nach den toten Soldaten fragst:  
Wer starb heut' für mich?  
Und nicht den letzten Gedanken mir schenkst,

Sondern an deine Freuden denkst,  
Dann steh' ich auf und lauf' zu dir  
Und küsse dich mit meinem zerschossenen Munde  
Und zeige dir meine blutende Wunde,  
Daß du die ganze Nacht von mir träumst,  
Wenn du das versäumst.  
Denn ich und alle, die wir hier liegen,  
Sterben für Deutschland in Kämpfen und Siegen.  
Und nun muß Deutschland unsrer gedenken und für  
uns stehn,  
Sonst mag und wird Deutschland zugrunde gehn.  
Wanderer, geh!

## Das Wunder.

Deutschland, warum ich an dich muß glauben —  
Das weiß ich nicht.  
Wie ging ich mit dir so oft ins Gericht.  
Doch konnt' es den Glauben nicht rauben.  
Ihr Völker geliebt, ihr Länder verehrt!  
O Liebe, von Geschütz und Granate beschwert!  
Zerbricht mir auch Deutschland Leben und Sein:  
Ich kann nur ein Deutscher sein!

Ich träume mich in die nächtliche Kühle  
Hinauf zu den Sternen;  
Mich weit von der Erde und vom Krieg zu entfernen.  
Hoch droben, wo kein Geschütz laut hinreicht,  
Wo der Wind von den Sternen herniederstreicht,  
Heller die Sterne glühn;  
Dann fühle ich, wie gottnah ich lebe.  
Und wie ich höher und höher schwebe,  
Fühl' ich, gleich einem Stern, mich erblühn,  
Rein, ohne Kampf, ohne Streit;  
Wie gottgeweiht.

Wenn dann das Klingen der Sterne  
Aufgeht wie Sphärenklang,  
Höre ich aus urchtiger Ferne  
Süßstarken Gesang,  
Wie an der Kinderwiege ein Mutterlied,  
Wie der Heimatwind durch den Heimatwald zieht.

Das sprengt mir die elendgedrückte Brust —  
Ein urchtiger Kraftstrom, von dem ich nie gewußt,  
Füllt den Sternendom überm Wolkenmeer.  
Und alles leuchtet wie Heimat mir her,  
Wie Vater-, Mutter- und Kinderland!

Und nun, beim Abwärtsgleiten und Schweben  
Fühl' ich den Glauben tief in mir leben:  
Wir können, wir werden nicht untergehn!  
Eher wird das Wunder geschehn!

*Guinif Lutz*

# Russische Eindrücke 1856.

Aus Helmut von Moltkes Tagebuchblättern.

Im August und September 1856 weilte Moltke in seiner Eigenschaft als General und erster persönlicher Adjutant des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des späteren Kaisers Friedrich III., anlässlich der Krönung des Zaren Alexander II. von Russland in Petersburg und Moskau. Von seinen Beobachtungen und Erlebnissen, die er einer ihm verwandten Dame in Form von Tagebuchblättern mitteilte, veröffentlichen wir nachstehend einige Auszüge.

Moskau, Montag, den 25. August.

Am folgenden Morgen ging die Sonne hinter Lannengipfeln prächtig auf. Sie beleuchtete ziemlich dieselbe Szene wie gestern, doch war der Baumwuchs schon gesunder, man sah zuweilen recht hübsche Täler, dann kamen wir an einen schönen Eichwald, und plötzlich tauchten zahllose Kuppeln und Türme aus der Ebene auf. Wir waren in Moskau.

Den Eindruck, den diese Stadt auf mich gemacht hat, habe ich noch nicht verdaut. Noch immer gehe ich mit stillem Erstaunen umher. Ich suche meine Gedanken zu ordnen und das Fremdartige durch Vergleichung mit allem, was ich früher irgendwo gesehen, zu bewältigen. Wenn ich von der hohen Terrasse des Kreml über diese ungeheure Stadt blicke, die weißen Häuser mit hellgrünen Dächern, von dunklen Bäumen umgeben, die hohen Türme und zahllosen Kirchen mit goldenen Kuppeln, so fällt mir bald der Blick vom Hradschin auf Prag, bald der von Buda auf Pest oder vom Monte Reale auf Palermo ein. Dennoch ist hier alles anders, und der Mittelpunkt dieser ganzen Welt, der Kreml, ist mit gar nichts zu vergleichen. Diese fünfzig bis sechzig Fuß hohen, weißen Mauern mit ihren gezackten Zinnen, die riesenhaften Tortürme, das gewaltige Schloß der alten Czaren, die Residenz des Patriarchen, der Glockenturm des Iwan Welicki, die vielen, seltsamen Kirchen bilden ein Ganzes, welches in der Welt nicht zweimal vorkommen kann.

Donnerstag, den 28. August.

Noch immer ist das ehrwürdige Moskau mit seinen alten Heiligtümern und geschichtlichen Erinnerungen für jeden Russen ein Gegenstand der Verehrung und Liebe, und sobald er, oft Hunderte von Meilen herbeiziehend, das goldene Kreuz auf dem Iwan Welicki von Ferne erblickt, wirft er sich in Andacht und Vaterlandsliebe auf die Knie. Petersburg ist sein Stolz, aber Moskau steht seinem Herzen nahe.

Wirklich hat auch Moskau gar keine Ähnlichkeit mit Petersburg. Hier gibt es keine Nerwa, kein Meer und keine Dampfschiffe, nirgends eine gerade Straße, einen großen Platz oder eine Waldinsel. Aber ebensowenig hat Moskau Ähnlichkeit mit irgendeiner andern Stadt. Die Kuppeln, flachen Dächer und Bäume würden an den Orient erinnern, aber dort sind die Kuppeln flach gewölbt, mit grauem Blei gedeckt und von schlanken Minarets überragt, die Häuser zeigen nach der Straße keine Fenster, die Gärten sind von toten, einformigen Mauern hoch umschlossen. Moskau hat eben seinen Charakter ganz für sich, und wenn man diesen mit Bekanntem vergleichen will, so muß man ihn einen byzantinisch-maurischen nennen.

Russland empfing sein Christentum und seine erste Gesittung aus Byzanz. Es blieb bis in die neueste Zeit vom Abendland vollständig abgeschlossen und bildete das einmal Angeeignete in völlig nationaler Weise fort . . .

Diese Züge bezeichnen noch heute das Volk, und wenn man bedenkt, daß der Kern dieser Nation, die Großrussen, sechs- und dreißig Millionen Menschen einer Abstammung, eines Glaubens, einer Sprache, die größte homogene Masse Menschen in der Welt bilden, so wird man nicht zweifeln, daß Russland eine große Zukunft vor sich hat.

Man hat gesagt, daß bei zunehmender Bevölkerung das

unermessliche Reich in sich zerfallen müßte. Aber kein Teil desselben kann ohne den andern bestehen, der walddreiche Norden nicht ohne den kernreichen Süden, die industrielle Mitte nicht ohne beide, das Binnenland nicht ohne die Küste, nicht ohne die große gemeinsame Wasserstraße der vierhundert Meilen schiffbaren Wolga. Mehr noch als dies hält aber das Gemeingefühl aller auch die entferntesten Teile zusammen.

Freitag, den 5. September.

Um neun Uhr nach dem Roten Platz, dem geräumigen Markt, auf der Südseite von der hohen Kremllmauer umschlossen. Er bildete ursprünglich das Glacis dieser Festung, und die Zinnen und Türme des alten Czarenpalastes blicken drohend auf ihn nieder. Später siedelten sich die Kaufleute hier an, und man erblickt längs der ganzen Nordseite die schöne Fassade des Gostinnoj Dwor und den großen Bazar in der chinesischen Stadt. Am Ostende erhebt sich die seltsame Kirche Blajenoi mit ihren vielen Kuppeln und Türmen, und an der Westseite führt der Eingang durch zwei Bögen unter dem besürmten Torgebäude, vor welchem die iberische Mutter Gottes ihre kleine vielbesuchte Kapelle hat. In der Mitte erblickt man die Statue des Bürgers Minin, der sitzend dem Fürsten Pojarzki das Schwert in die Hand gibt zur Befreiung des Vaterlandes von der Herrschaft der Polen.

Der gemeine Russe ist von Natur gutmütig und friedfertig. Aber der Befehl seines Obern macht ihn, zwar sehr gegen Wunsch und Neigung, zum hingebendsten Soldaten. Bei der Überschwemmung in Petersburg ertranken Posten, weil sie nicht abgelöst wurden. Als das Winterpalais abbrannte, rettete ein Priester die geweihten Gefäße aus der Schloßkapelle. Auf dem Korridor fand er eine Schildwache und machte den Posten auf die drohende Gefahr des längeren Verweilens aufmerksam. „Prikass!“ („Befehl!“) sagte der Mann, erhielt die Absolution und verbrannte.

Sonntag, den 7. September.

Peter der Große konnte es nicht abwarten, sein Volk aus der Wurzel zu veredeln, er pflanzte deutsche und holländische, Catharine französische Reiser auf die Krone. Diese trägt nun ihre südlichen Früchte, der derbe und gesunde Stamm und seine weitausgebreiteten Zweige treiben die alten Holzäpfel fort.

Es entsteht die wichtige Frage, ob man auf dem von Peter I. betretenen Wege fortschreiten, die Civilisation fremder Nationen und anderer Klimas immer weiter verbreiten oder ob man versuchen will, dies gelehrige und folg-same Volk aus sich selbst zu kultivieren.

Die Reaktion gegen die seit fünfzig Jahren eingeschlagene Richtung ist von Anfang an dagewesen und hat sich in Moskau concentrirt. Sie hat sich auch in dem eben erst beendeten Kriege kundgegeben und ist nicht glücklich gewesen. Die Russen werden auch noch lange nicht ohne die Hülfe der Fremden fertig werden, namentlich nicht ohne die Beständigkeit, das Geschick und die Pflichttreue der Deutschen. Plötzlich und gewaltsam ist hier nichts zu machen, aber das Bestreben eines Jahrhunderts wäre wohl kein zu geringer Preis für eine wirkliche nationale, russische Entwicklung.



## Schlesische privilegierte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller  
Rußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

Aus der „Schlesischen privilegierten Zeitung“ vom 20. März 1813.  
(Nach Fr. Schulze „Die Franzosenzeit in Deutschen Landen 1806—1815“.)

## Deutschland und Rußland.

Ein geschichtlicher Rückblick von Professor Dr. Walter Schneider.

Der „Nichtangriffsvertrag“, den Deutschland und Rußland am 23. August 1809 in Moskau abgeschlossen haben, hat die politische Weltlage maßgebend verändert. Auch in Deutschland war vielfach der Eindruck vorhanden, als sei dieser Vertrag etwas vollkommen Neues, ein Ab-

weichen von der Linie der bisherigen deutschen Politik. Das ist nicht der Fall. Auch ist er keineswegs eine Fortsetzung der Verträge von Rapallo, sondern stellt die Wiederaufnahme einer jahrhundertalten politischen Tradition dar, deren größter Vertreter im 19. Jahrhundert Bismarck war.



Der Kreml zu Moskau.

Nach „Das große und mächtige Reich Moscovien . . . von einer wahrhaften Feder“, Nürnberg 1687.



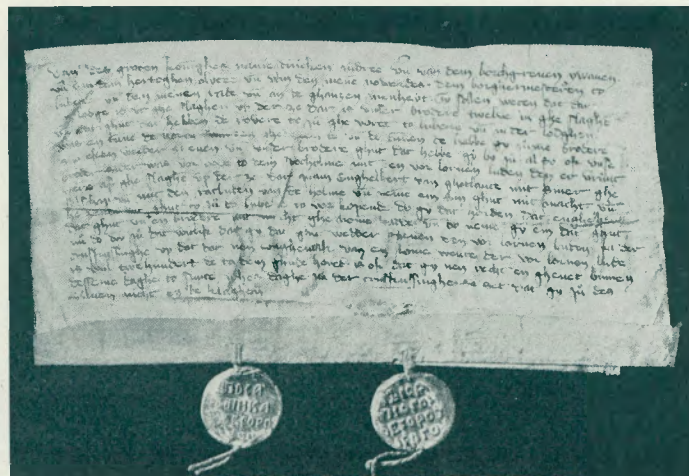
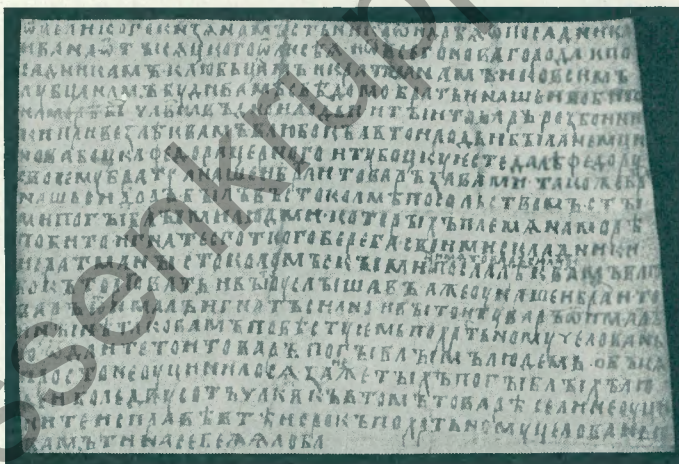
Kaiser  
Maximilian I.  
(1505 bis 1550)  
empfängt  
die Gesandtschaft  
des Begründers  
des moskowitzischen  
Reiches,  
Wassilijs III.  
Svanowitsch.

Nach einem Holzschnitt  
von  
Hans Burgkmair  
in „Der weiße König“.  
Wien 1775.

Wenn nach Immanuel Kant der einzig rechtmäßige Kriegsgrund „die gefährdete Existenz des eigenen Volkes“ ist, dann betonte Bismarck mit Recht: „Wenn man Deutschland und Rußland isoliert betrachtet, so ist es schwer, auf einer von beiden Seiten einen zwingenden oder auch nur berechtigten Kriegsgrund zu finden.“ Und weiter: „Eine direkte Bedrohung des Friedens zwischen Deutschland und Rußland ist kaum auf anderem Wege möglich als durch künstliche Verheißung.“ Andererseits warnte Bismarck vor einem „einseitigen deutsch-russischen Bündnis ohne andere Staaten“, da hierbei „die deutsche Politik Rußland gegenüber in eine ungleiche Stellung geraten könne“. Damit ist das raumpolitische Verhältnis beider Völker klar gezeichnet. Der natürliche Ausbreitungsdrang der Russen hat an Land sowohl in Europa wie in Asien

Überfluß; ihm fehlt der Zugang zu warmen, eisfreien Meeren. Daher hat der Gedanke, daß Rußland als Erbe von Byzanz den Bosphorus und das Mittelmeer gewinnen müsse, eine geradezu mythische Gewalt. Wirkliche Popularität haben im russischen Volke daher nur die Kriege gegen die Türken genossen und die Züge nach Asien, die dem Gedanken der Rache für eine jahrhundertlange Knechtung durch die Mongolen Rechnung trugen. Alle Bestrebungen Rußlands nach Westen zu und damit alle Konflikte mit Deutschland sind entweder Unternehmungen einer dem russischen Volke fremden Oberschicht oder haben ihre Wurzel in der Verheißung durch die Deutschland feindlichen westeuropäischen Mächte. Denn einem Angriff von Westen ist Rußland seit den Tagen Napoleons I. nicht mehr ausgesetzt gewesen.

Die kulturellen Bindungen Rußlands an den germanischen



Der erste in Urschrift vorliegende deutsch-russische Handels- und Freundschaftsvertrag.

Altrussisch-niederdeutsche Urkunde aus dem Jahre 1370/71 (Original im Staatsarchiv Lübeck).

Die hier wiedergegebene Urkunde ruht in der Urschrift in Lübecker Staatsarchiv. Sie gehört in die Vorgeschichte des zwischen Groß-Novgorod und den deutschen Kaufleuten geplanten Handelsvertrages vom Jahre 1371, der freilich nur Entwurf blieb und erst im folgenden Jahre zu einer zweijährigen Verlängerung des Stillstandes führte. Die Bestimmung im Abschnitt 5 des Entwurfs vom Jahre 1371: „Für Ungemach, das die Nowgoroder in der Neva und in Stockholm gehabt haben, soll der deutsche Kaufmann nicht büßen“, weist auf die Zeit der Abfassung, das Jahr 1370/71, hin. Dazu passen auch die in der Urkunde erwähnten Nowgoroder Würdenträger.



Kaiserin Katharina von Rußland.



Denkmünze  
auf das Bündnis Friedrichs des Großen  
mit Peter III von Rußland.



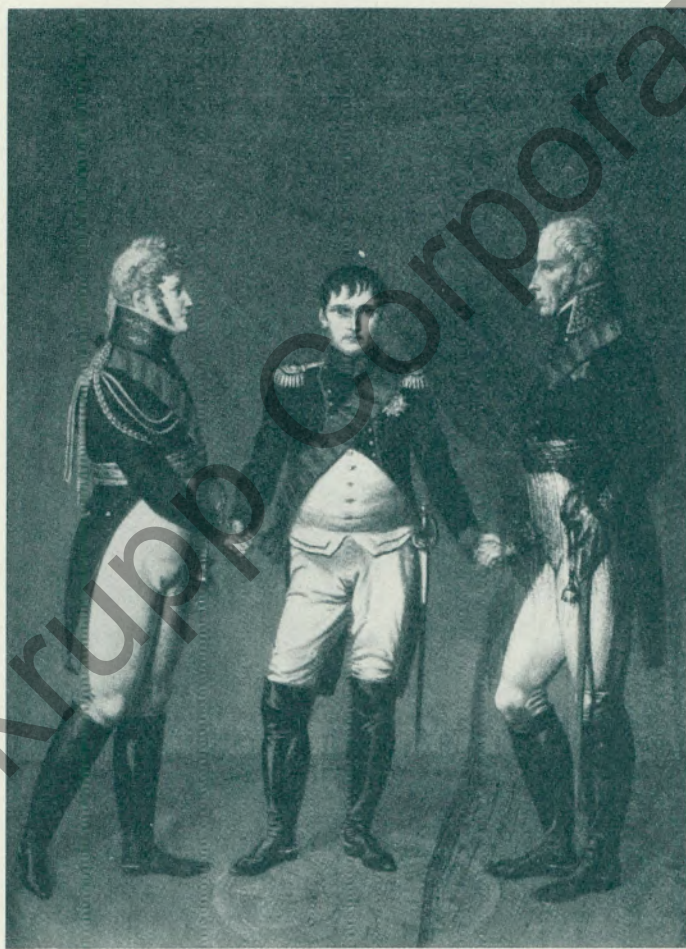
Kaiserin Elisabeth von Rußland.

Lebensraum gehen bis in die Anfänge staatlichen Lebens der slawischen Urbewölkerung zurück, wo die Sage von der „Berufung“ des schwedischen Warägers Kurik und seiner Brüder erzählt, die im 9. Jahrhundert die Straße vom Ilmensee zum Dnjepr, von Nowgorod nach Kiew zur Bewegungsachse des neuen Staates machten. Auch die erste russische Geseßsammlung des normannischen Großfürsten Jaroslaw im 11. Jahrhundert zeigt in dem Wergeld, dem Zweikampf als Gottesurteil und der hohen Stellung der Frau germanische Züge, und die große Stadt Nowgorod war ganz deutsch und Mitglied der Hanse. Hinzu kamen die Kolonisation der gesamten Ostseeküste durch den deutschen Orden der „Schwertbrüder“ in Livland und das Bündnis Kaiser Maximilians I. mit dem eigentlichen Begründer des moskowitischen Reiches, Iwan III. Deutsche Ärzte, Ingenieure und Kaufleute wurden in das Land gerufen, und dieser Zustrom deutscher Arbeitskraft und Intelligenz blieb dauernd so stark, daß der Russe ganz allgemein den Fremden als „Deutschen“ bezeichnet. Doch auch ihm gegenüber behielt die geheimnisvolle Macht des uferlosen Steppenraumes ihr Recht. Nicht als Kolonisatoren haben die Deutschen in Rußland ihr eigenes Recht zu wahren gewußt, sondern als wertvolle Arbeiter sind sie dem Mythos des „Heiligen Rußlands“ verfallen und in die leidvolle Gebundenheit russischen Denkens gezwungen worden, mochten sie auch zuzeiten, wie unter der Regierung der Kaiserin Anna Iwanowna oder Katharina II., in Verwaltung, Heer und Industrie herrschend sein. Denn wie Todesstrafe und Knute in den Geseßen

Iwans den tatarischen Einfluß zeigten, so beugte die orthodoxe Kirche, mit der weltlichen Macht in der Hand des Zaren vereint, die „Seelen“ des weiten Reiches unter einen Willen.

So blieben auch alle Versuche, das russische Volk europäischer Kultur zuzuführen, im Grunde unfruchtbar, weil sie fehlgeleitet wurden. Auch das Werk Peters des Großen widersprach allen Instinkten der Nation, weil es nicht von Grund auf durch echte, nationale Volksbildung unterbaut war. Das alte Rußland mit Moskau und den leibeigenen Bauern stand den Lehrmeistern der Industrie und Technik, die der Trägheit und Unwissenheit zu Leibe gehen wollten, feindlich gegenüber, und dieser Gegensatz zwischen einer wurzellosen Oberschicht westlich gebildeter Beamter und der zähen Masse der „altrussischen“ Menschen hat letzten Endes den Untergang des zaristischen Reiches herbeigeführt.

Da also die Stellung der Fremden, besonders der Deutschen, in solchem Maße von der persönlichen Gunst oder Laune des Herrschers abhing, war auch das Verhältnis der benachbarten Staaten, wie Preußen, diesem ausgesetzt. Das zeigte sich zur Zeit Friedrichs des Großen an dem Haß, mit dem die ebenso sittenlose wie träge Kaiserin Elisabeth diesen geistreichen Spötter, dessen Wiß sie beleidigt hatte, verfolgte. So sah der Siebenjährige Krieg die Russen als Feinde Preußens. Aber die Feldherren Elisabeths führten den Krieg unlustig und ohne Kraft, und der Tod der Kaiserin brachte im Augenblick der höchsten Gefahr für Friedrich einen völligen Umschwung, da ihr Nachfolger Peter III. ein glühender Verehrer des Preußenkönigs war. Nach seiner Ermordung



Zusammenkunft Friedrich Wilhelms III.  
und Alexanders I. mit Napoleon I. zu Tilsit  
am 26. Juni 1807.  
(Nach einem Gemälde von Dählng.)

näherte sich seine Nachfolgerin Katharina II. Preußen, um den Bestrebungen Österreichs in den Donauländern ein Gegengewicht zu schaffen. So taucht zum ersten Male der russisch-österreichische Gegensatz in der Balkanfrage auf, der beiden Reichen schließlich zum Verhängnis werden sollte. Verschärft wurde das preussisch-russische Verhältnis nur durch die Hezereien der französischen Emigranten, die sich seit 1789 am Hofe und in der Gesellschaft breit machten, gegen die Deutschen als Dränger zu Ordnung und Pflichtgefühl spotteten und durch die ungeschickte Art, wie sich Preußen in den Streitigkeiten zwischen Rußland und Österreich im Vertrag von Reichenbach zum Schiedsrichter aufwarf, Boden gewannen.

Eine neue Aera führte das Verhalten des Zaren Alexander I. in den Befreiungskriegen herauf. Zwar den Nimbus als „Retter Europas“, mit dem ihn die gutmütige Dankbarkeit der Deutschen umgab, hat er nicht verdient. Der zwischen Humanität und orientalischem Despotismus hin und her schwankende Monarch ist nur durch seine deutschen Ratgeber, besonders durch den alle anderen überragenden Freiherrn vom Stein, über seine eigene Mittelmäßigkeit hinausgehoben worden. Dieser hat ihn nicht nur davon abgehalten, Ostpreußen für sich zu erobern und seine Truppen an der Weichsel haltmachen zu lassen, sondern hat ihn sogar bis nach Paris mitgerissen, und nur die Rückkehr Napoleons aus Elba hat den Plan Alexanders und Metternichs zerstört, ganz Osteuropa in eine russische und eine österreichische Sphäre zu teilen. Von der vorgeschobenen Stellung aber, in die es 1815 zwischen Gallien und Ostpreußen eingerückt war, ist Rußland 1914 gegen die Mittelmächte losgebrochen. Die persönliche Schwäche Friedrich Wilhelms III. hatte in der Tat den russischen Anspruch auf Dankbarkeit zu der Forderung einer Art Unterordnung anwachsen lassen, ein Verhältnis, das sich zur Zeit des „altrussisch-unduldsamen“ Zaren Nikolaus I. noch verschlimmerte, so daß Bismarck klagte, Preußen habe damals „als russischer Vasall gelebt“

und „immer russische Wechsel acceptiert und honoriert“. Dabei hatte Preußen bei den Verhandlungen von Adrianopel (1829) zur Beendigung

des russisch-türkischen Krieges dem alten Verbündeten getreulich sekundiert, so daß er die Öffnung der Dardanellen erzwingen und sich als orthodoxer Beschützer der befreiten Griechen brüsten konnte. Es war daher eine schwere Undankbarkeit, daß Rußland in Olmütz am 29. November 1850 und im Londoner Protokoll von 1852 Preußen zwang, seine deutschen Pläne restlos aufzugeben. Der Zar hatte sich „für die Freundschaftsdienste von 1813 voll bezahlt gemacht“.

Und doch hat gerade Bismarck gleich im Anfange seiner Laufbahn es verhindert, daß der Deutsche Bund im Krimkriege (1854 bis 1856) seine Truppen gegen Rußland marschieren ließ, und hat damit seine „europäische Befähigung“ erwiesen. Er legte damit die Linie fest, die er bis zum Ende nicht verließ: Rußland zu unterstützen, ohne sich ihm hinzugeben, aber Österreich gegenüber seine Selbständigkeit zu wahren. Er als einziger der damaligen Staatsmänner erkannte die tief im russischen Wesen liegende, fast mystische nationale Sendung dieses Volkes, das — nach Dostojewskij — „sein eigenes Gut und sein eigenes Böse hat“, und das diese Sendung mit oder gegen Europa durchführen konnte. Preußen stand beim polnischen Aufstand von 1863 auf Rußlands Seite, und Polen verlor den Rest seiner Selbständigkeit und damit die Kraft zur Wählerarbeit im preussischen Osten. Dafür gewann Bismarck an Rußland eine Rückendeckung bei dem schweren Werke der Einigung Deutschlands gegen den Willen der immer mehr zum Balkan hin sich orientierenden Habsburger Monarchie und den Neid Frankreichs. Schon 1871 konnte er sich durch Unterstützung des russischen Protestes gegen das Verbot der Schwarzenmeer-Flotte auf der Londoner Konferenz revanchieren, und das „Drei-Kaiser-Bündnis“

schien die völlige Gleichgewichtslage im Osten Europas von der Ostsee bis zum Kaukasus zu gewährleisten.

Es war eine der Verirrungen der Geschichte, daß dies

*On a vu de la ter. sainte et  
indivisible d'Europe.*

*Leurs objets l'empereur  
de Russie, l'empereur d'Autriche et le Roi de Prusse,  
par suite des grands événements qui ont fini en Europe, le cours de trois  
dernières années et pour  
prouver les besoins  
typiques qu'il a pu à la  
divine Providence de se  
garder sur les États de  
la Gouvernements ont plan*

*Paris, le 26 septembre  
1815*

*Franzose*

*Friedrich Wilhelm*

*Alexander*

*Alexander*

#### Der Eingang und der Beschluß der Heiligen Allianz vom 26. September 1815.

Nach dem preussischen Exemplar der Originalurkunde im Preussischen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

Die Übersetzung der Urkunde lautet:

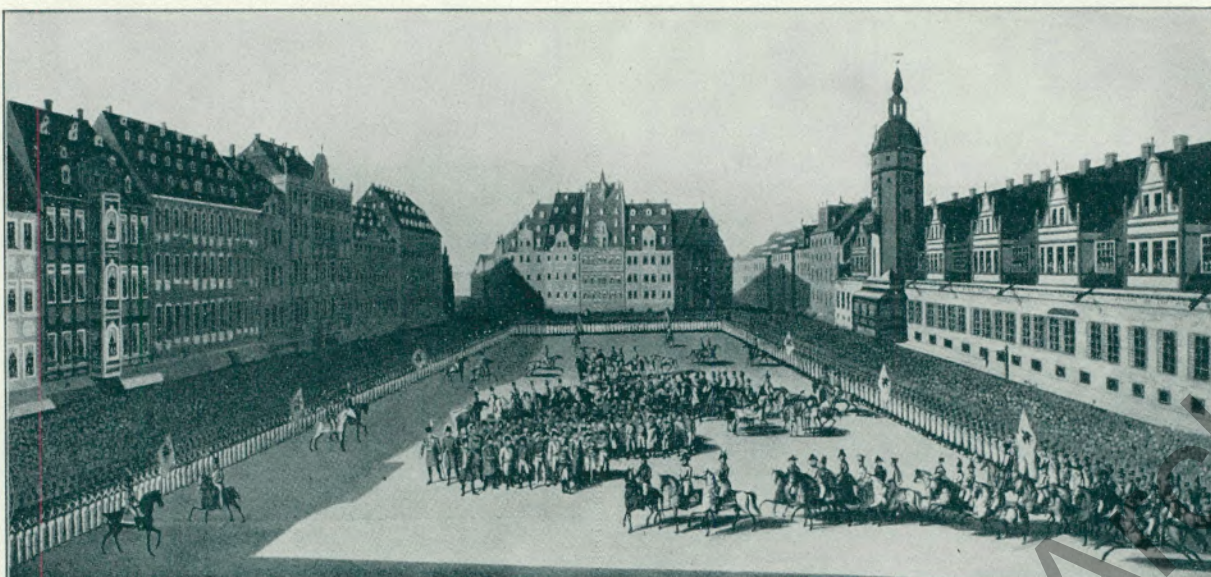
Im Namen der sehr Heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit!

Indem ihre Majestäten der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Österreich und der König von Preußen infolge der großen Ereignisse, die in Europa den Gang der letzten drei Jahre bezeichnen haben, und insbesondere der vielfachen Wohlthaten, die der Göttlichen Vorsehung gefallen hat auf die Staaten zu verbreiten, deren Herrscher (ihre Väter und ihre Hoffnungen auf Sie allein) gesetzt haben, (die feste Überzeugung gewonnen haben, daß es notwendig ist, den von den Mächten in ihren gegenseitigen Beziehungen einzuschlagenden Weg auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, den Uns die Ewige Religion des Heilands lehrt:)

Dreifach ausgefertigt und unterzeichnet zu Paris, im Jahre der Gnade 1815 14/26. September.

Franz (eigenhändig)  
Friedrich Wilhelm  
Alexander.





Feierlicher Empfang der drei verbündeten Monarchen auf dem Markte zu Leipzig am 19. Oktober 1813.  
(Nach einem zeitgenössischen Farbstich von einer an Ort und Stelle angefertigten Zeichnung.)

europäische Friedenssystem gerade durch die Tat Bismarcks geschwächt wurde, die ihn auf der Höhe seines europäischen Könnens zeigt: durch die Entscheidung auf dem Berliner Kongress von 1878. Als die Grausamkeiten der Türken in Bosnien und der Herzegowina einen Krieg der Balkanmächte entfesselten, in dem Rußland „für seine leidenden Glaubensgenossen auf türkischem Boden die notwendigen Bürgschaften ihrer künftigen Wohlfahrt erkämpfen“ wollte, schien der Zar an die Stelle des Sultans treten zu sollen. Dadurch aber sah sich Österreich in seinen Lebensinteressen, England in seiner Weltmachtstellung bedroht, und Bismarck konnte als „ehrllicher Makler“ Rußland nicht vor einer gewissen Enttäuschung bewahren, wenn er das Feuer, das ganz Europa bedrohte, beschwören wollte. Es ist ein Beweis für die Explosionsfähigkeit der russischen Seele, daß der — übrigens persönlich Bismarck feindlich gesinnte — Kanzler Gortschakoff „den elektrischen Strom des beginnenden Nihilismus“ im Innern des Landes „auf den panslawistischen Draht ablenken“ mußte. Bismarck sah die Gefahr des „panslawistischen Fiebers“ und krönte seine europäische Friedenspolitik unter schweren inneren Kämpfen durch das Schutzbündnis mit Österreich, dem sich 1883 Italien zum „Dreibund zur Erhaltung des europäischen Friedens“ anschloß. Sobald jedoch die russische Angriffslust gedämpft war, nahm er die alten Fäden mit Rußland wieder auf. Einem Neutralitätsabkommen folgte 1884 bei Gelegenheit eines drohenden russisch-englischen Krieges um Afghanistan sogar ein Vermittlungsangebot an Berlin in Balkanfragen und die Dreikaiser-Zusammenkunft von Eckernwice. Als aber die französische Revanchepartei unter Clemenceau und Boulanger einen deutsch-russischen Gegensatz künstlich zu erregen suchte, schloß Bismarck mit dem Grafen Schuwaloff im Juni 1887 jenen höchst erstaunlichen „Rückversicherungsvertrag“, der mit einem Schlage alle europäischen Degen in der Scheide festhielt. Er besagte in dünnen Worten folgendes: „Wird Rußland von Österreich angegriffen, bewahrt Deutschland wohlwollende Neutralität; ebenso Rußland bei einem Angriff Frankreichs auf Deutschland.“

So behielt Bismarck das große Ziel seiner Politik, mit Rußland Freundschaft, aber unter Wahrung absoluter Unabhängigkeit, zu pflegen, unverrückt im Auge. Vorwürfe über formelle Verletzung eingegangener Verträge konnten an ihn, den wahrhaft ehrlichen Realpolitiker, nicht heranreichen: „Keine Großmacht kann auf die Dauer in Wider-

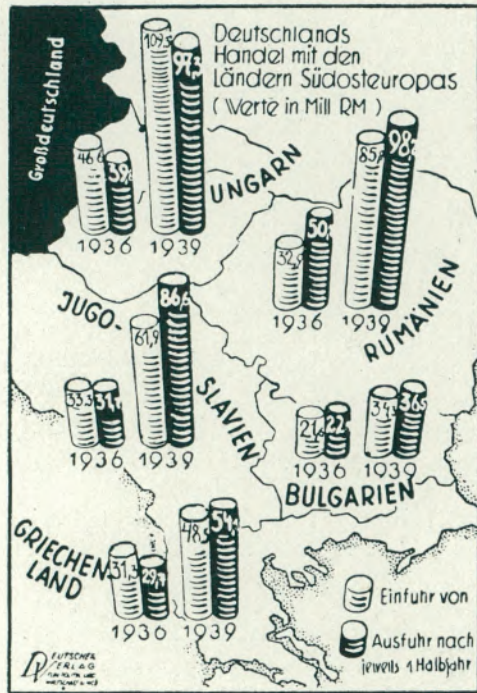
spruch mit den Interessen ihres eigenen Volkes an dem Wortlaut irgendeines Vertrages kleben. Sie ist schließlich genötigt, ganz offen zu erklären: die Zeiten haben sich geändert, ich kann das nicht mehr, — und muß das vor ihrem Volke und vor dem vertragsschließenden Teile nach Möglichkeit rechtfertigen. Aber das eigene Volk ins Verderben zu führen an den Buchstaben eines unter anderen Umständen unterschriebenen Vertrages, das wird keine Großmacht gutheißen.“

Unverrückbar war ihm allein die Notwendigkeit, „daß wir uns vermöge der eigenen Schwerkraft sicher fühlen“. Als dieses Bewußtsein nach Bismarcks Verabschiedung aus der politischen Leitung des Deutschen Reiches wich, als aus Gründen stärkeren Anlehnungsbedürfnisses an andere Weltmächte der Rückversicherungsvertrag 1890 nicht mehr erneuert wurde, begann der europäische Friede zu wanken. Die an der Peripherie Europas gelegenen Mächte, allen voran England und das revanchelüsterne Frankreich, erhielten Einfluß auf die russische Führung, die bald in Deutschland nur noch den Verbündeten der störenden Balkanmacht Österreich sah, und nach der Marokkokonferenz verlor Deutschland auch die letzte Sicherung, die unbedingte Führung im Dreibund. Das steuerlose Reich der Habsburger erhielt „Bewegungsfreiheit“, und Bismarcks Erbe war verfallen. Als der Ostschutz schwand, war Mitteleuropa innerlich zerbrochen, ehe der Weltkrieg begann. Aber auch für Rußland bedeutete das Jahr 1890 das Ende seines Aufstieges in Europa. Das Bündnis mit den jenseits des Kontinents gelagerten Mächten Frankreich und England war gegen seine kontinentale Natur und raumpolitisch sinnlos.

So sind beide Mächte in den Abgrund gestürzt, den englischer Brotneid und französische Nachsucht aufgerissen haben.

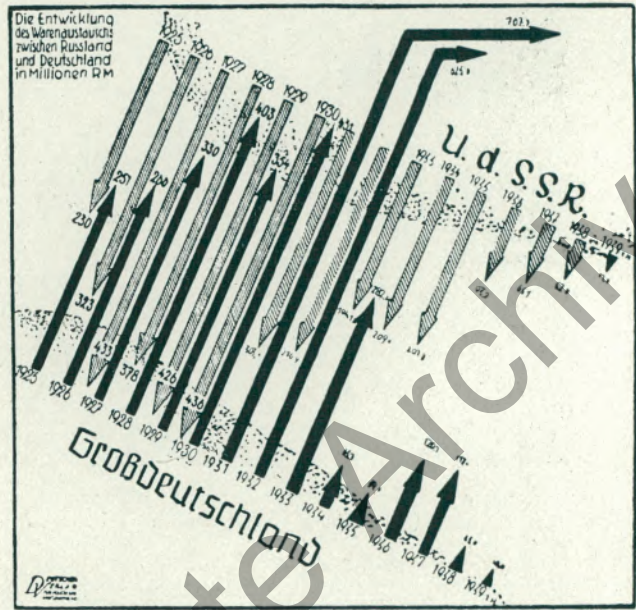
Es bedeutet in der Tat einen Wendepunkt in der europäischen, ja der Weltgeschichte, wenn heute diese beiden stärksten Kontinentalmächte unbeschadet ihrer russischen und völkischen Eigenart und ihrer weltanschaulichen Gegensätze die alte Tradition aufnehmen, in voller Unabhängigkeit und Selbstständigkeit nebeneinanderzuleben und auftauchende Konflikte „auf dem Wege freundschaftlichen Meinungsaustausches zu bereinigen“. Sie nehmen damit unter gänzlich veränderten Verhältnissen und in neuem Geiste eine Tradition auf, die beiden durch Jahrhunderte Segen und Wohlstand, Europa aber oft den Frieden gebracht hat.

## Der Warenaustausch Großdeutschlands mit Südosteuropa.



Großdeutschland konnte seinen Handel mit Südosteuropa in den letzten Jahren ganz beträchtlich steigern; so setzt die großdeutsche Wirtschaft mit Ungarn fast dreimal soviel um als vor drei Jahren, mit Rumänien und Griechenland doppelt soviel. Der Wert der Einfuhr aus Jugoslawien ist ebenfalls doppelt so groß wie vor drei Jahren, der Wert der Ausfuhr nach Jugoslawien um etwa 40% gesteigert. Dadurch ist die Rohstoffbasis des Großdeutschen Reiches in Südosteuropa bedeutend erweitert worden.

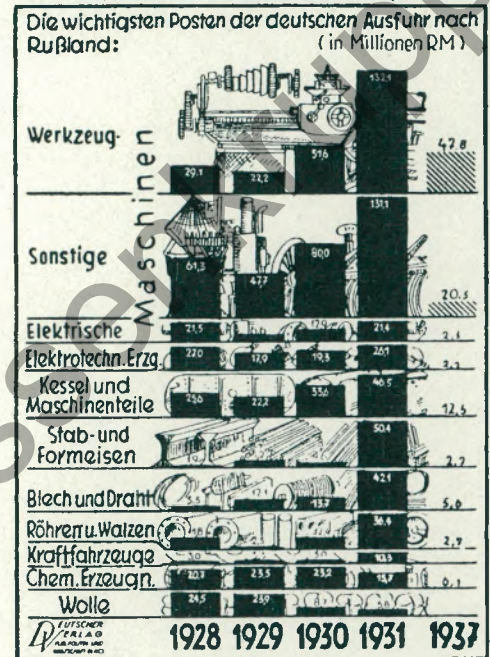
## Warenaustausch Rußland-Deutschland



Die Entwicklung des deutsch-russischen Warenverkehrs in den letzten Jahren zeigt einen außerordentlichen Rückgang trotz verschiedener Versuche, den Handelsverkehr wieder anzukurbeln. Durch das jetzt auf breiter Basis abgeschlossene Handels- und Kreditabkommen wird der Warenverkehr plötzlich wieder um ein Vielfaches gehoben. Allein das normale Handelsgeschäft soll auf einen jährlichen Stand von 180 Millionen RM. gebracht, also gegenüber 1938 fast sechsfach werden. Es würde damit etwa wieder auf den Stand von 1933 kommen. Dazu ist der Sowjetunion noch ein über mehrere Jahre laufender Kredit über 200 Millionen RM. eingeräumt worden. Die Rückzahlung dieses Kredits ist wie in früheren Jahren ebenfalls in Waren vorgesehen, wodurch in den nächsten Jahren sowjetrussische Rohstoffe auf dem deutschen Markt wieder eine größere Rolle spielen werden, wie auch umgekehrt mit hohen deutschen Maschinenlieferungen nach Rußland zu rechnen ist.

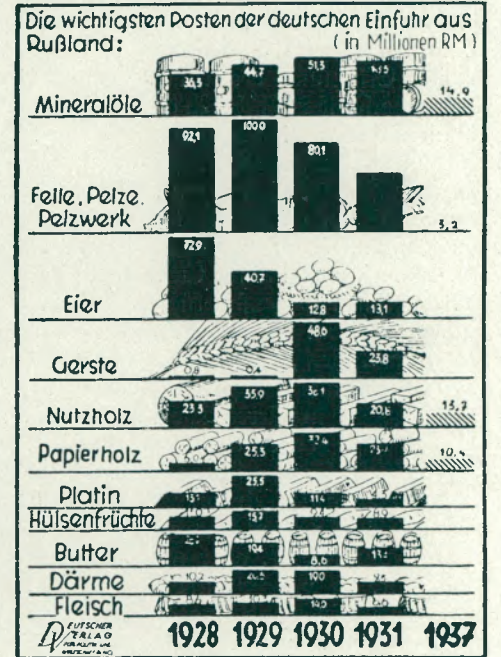
Die Grundlage des neuen Abkommens bildet die gegenseitige gute Erzeugungsmöglichkeit der beiden Volkswirtschaften. Das Bild unten links zeigt, was die Russen in den Jahren 1928 bis 1931, in denen im gegenseitigen Warenverkehr rund 800 bis 900 Millionen RM. umgefleßt

### Was liefert Deutschland an Rußland?

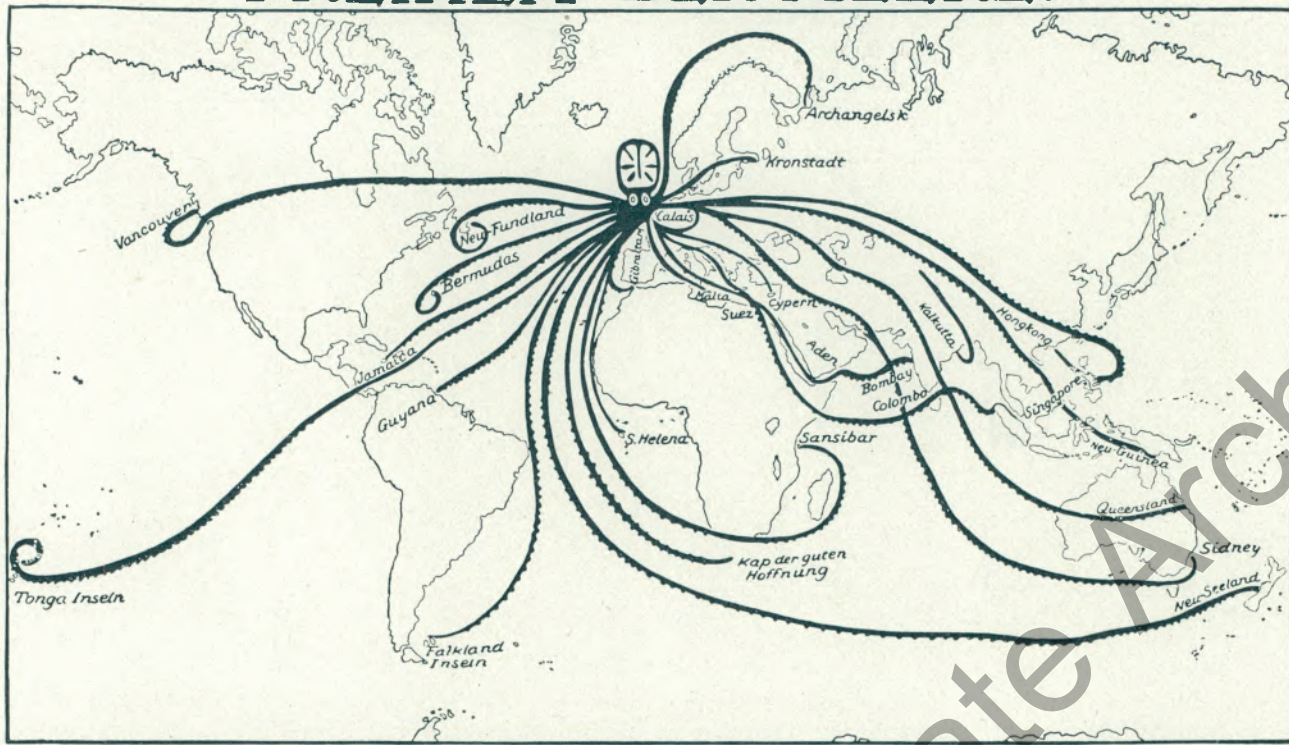


wurden, aus Deutschland geliefert erhielten. Vor allem auf dem Gebiete der Spezialmaschinen ist ein großer Bedarf vorhanden so daß selbst bei gänzlicher Schrumpfung des Außenhandels im Jahre 1937 noch ein beträchtlicher Posten an Werkzeugmaschinen nach Rußland ging. Dazu kommt, daß der Maschinenbedarf der Sowjetunion weiter angestiegen ist und auch viele Maschinen fehlen, die gerade Deutschland zu liefern imstande ist. Für diese Lieferungen an deutschen Maschinen wird die großdeutsche Wirtschaft aus Rußland wertvolle Rohstoffe erhalten. Das rechte Bild zeigt, was in der Zeit eines regen Handelsaustausches aus Rußland geliefert werden konnte. Man sieht, daß die Union der Sowjetrepubliken große Überschüsse an landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen sowie mineralischen Rohstoffen liefern kann, an denen Deutschland Mangel hat. Neben den auf dem Bild gezeigten Rohstoffen sind vor allem noch Manganerze, Phosphate, Glasch und Hanf zu nennen. Wie außerordentlich der Handel geschrumpft war, zeigen die mageren Angaben für 1937 über den Bezug dieser für Deutschland wichtigen Rohstoffe.

### Was bezieht Deutschland aus Rußland?



# FREIHEIT DER MEERE.



1609 Bermudas	1659 Jamaika	1796 Guyana	1839 Falkland Inseln	1878 Cypern	1914 Calais
1623 Neu-Fundland	1696 Kalkutta	1800 Malta	1842 Hongkong	1882 Suez	1917 Archangelsk
1650 S. Helena	1704 Gibraltar	1818 Bombay	1848 Vancouver	1886 Neu-Guinea	1917 Kronstadt
1652 Kap derguten Hoffnung	1788 Sidney	1824 Singapur	1854 Aden	1890 Sansibar	
	1796 Colombo	1833 Neu-Seeland	1859 Queenstand	1904 Tonga-Inseln	

## Der englische Polyp oder 300 Jahre „Freiheit der Meere“!

Zeichnung aus dem Jahre 1917.

(Inzwischen hat der Polyp neue Fangarme nach Afrika, Palästina und der Türkei ausgestreckt.)

## Teile und herrsche! — ein Kunstmittel britischer Herrschaftspolitik.

Von Prof. Dr. Ernst Schulze, Universität Leipzig,

Direktor des Weltwirtschaftsinstituts der Handelshochschule.



### Respectability.

Spottbild auf die englische Heuchelei aus der englischen Zeitschrift „Pick me up“.

Sind die Untertanen des Übersee-Empire irgendwo nicht erbaut von den britischen Herrschaftsmethoden, so bedient sich England auch dort des Grundsatzes: Divide et impera! Recht naiv hat das der Montagu-Chelmsford-Bericht zugegeben, der nach dem Kriege Richtlinien für die Neugestaltung der indischen Verfassung zu entwerfen suchte. Er gab

**D**ivide et impera! Teile und herrsche! Dieser Grundsatz einer gerissenen Staatskunst ist von den Lenkern des britischen Weltreichs innerhalb und außerhalb seiner Grenzen mit seltener Planmäßigkeit und oft mit überraschendem Erfolg angewandt worden.

In der europäischen Politik bedient sich England aus diesem Grunde der Methode des europäischen Gleichgewichts, die nun bereits seit Jahrhunderten sein Verhalten zu den einzelnen Festlandsmächten bestimmt.

ohne weiteres zu, daß die britische Regierung in den von ihr beherrschten Ländern Parteiungen hervorruft, um sie müheloser beherrschen zu können. Dieses System kritisiert er nur dann, wenn es unnötig zur Annahme gelangt.

Das System des „Teile und herrsche!“ läßt sich im britischen Weltreich an Indien vielleicht am deutlichsten beobachten. Jeder Gegensatz, der dort zwischen verschiedenen Bevölkerungsteilen hervortritt, wird von der englischen Regierung und Presse aufgebauscht, schon um der Welt darzutun, daß dieses Völkergemisch unfähig sei, sich selbst zu regieren. Sehr unbequem war es deshalb für England, daß seit 1916 (Nationalkongress in Lucknow) Hindus und Mohammedaner — die beiden größten Religionsgemeinschaften des Landes, die bisher in starkem Gegensatz zueinander gelebt hatten — eine einheitliche Kampffront gegen England bildeten.

Bis dahin wurden die Mohammedaner von England offen bevorzugt. Bei den Wahlen sorgte England dafür, ihnen das Übergewicht zu verschaffen, indem es die Wahlkörper für die Provinzialräte auf konfessionell-kommunaler Grundlage einrichtete. Im britisch-indischen Heere spielen die Moslimen unter den Eingeborenen eine führende Rolle. Soweit England die Offizierstellen mit Indern besetzt, sind es Angehörige des Islams. Vor dem Weltkriege hatte England in Indien außer 76 000 britischen Truppen 160 000 indische stehen, deren größerer Teil aus Mohammedanern bestand.



### Praktisches Christentum.

Spottbild des englischen Zeichners R. Newton aus dem Jahre 1792 auf die unmenschliche Behandlung der Eingeborenen in den englischen Kolonien.

Fast überall in dem bunten Völkergewirr Indiens hat sich England auf die Moslimen, besonders auf ihren Adel, gestützt. Wirtschaftlich zu den untüchtigsten Elementen des Landes gehörig, lebt diese Schicht in unaufhörlicher Sorge um ihren Niedergang. Der Heeresdienst erscheint ihr als die zweckmäßigste und vornehmste Laufbahn. Sie hat den Herren des Landes die besten Kavalleristen und die Auslese der Eingeborenenoffiziere gegeben. Die Literaten, bei denen der Englandhaß zu Hause ist, betrachten der moslimische Landadel als seine Erbfeinde. Literarisch ungebildet, sieht er mit Verachtung auf diese Bildung herab, die sich nur für Brahmanen, Kayasths und Bunnias eigne. Viele unter diesen Edelleuten sind, wie ein hoher britisch-indischer Beamter behauptet, „ziemlich faul, sinnlich und leichtfertig, aber mit den Lastern einer unbeschäftigten Aristokratie verbinden sie viele der Tugenden eines landbesitzenden Adels“<sup>6</sup>. England hat diese Klasse so für sich zu gewinnen verstanden, daß sie keine Achtung mehr vor einem ihrer eigenen Landsleute hat, so hoch auch dessen amtliche Stellung sein möge — es handle sich denn um einen der Ihren, was aber in dieser ungebildeten Schicht nur selten vorkommt. Der

<sup>6</sup> A. Carthill: Verlorene Herrschaft, Berlin 1924, S. 257.

englischen Regierung gegenüber hat sich dieser Adel loyal verhalten, immer vermochte sie sich auf ihn zu stützen.



Moses in Ägypten oder Der Schlüssel zu Indien. Karikatur des englischen Zeichners John Tenniel auf Disraeli und die Suezkanalfrage in der englischen Zeitschrift „Punch“ 1875. Der jüdische Literat Disraeli erhielt als englischer Premierminister den wohlklingenderen Namen: Lord Beaconsfield. Disraeli ist der geistige Vater des neuzeitlichen englischen Imperialismus und der damit verbundenen Welt Herrschaftsgelüste. Disraeli war ein erbitterter Feind Russlands und ein fanatischer Gegenspieler Bismarcks.

Aber die Kunst des „Teile und herrsche!“ versagt sogar in Britisch-Indien seit dem Beginn dieses Jahrhunderts. 1905 gab England den Befehl, die Provinz Bengalen in zwei Teile zu zerlegen. Niemand dort war vorher gefragt worden. England hoffte, durch die Teilung einen heftigen Schlag gegen die nationale Bewegung Indiens führen zu können. Das Ergebnis war genau das Gegenteil. In jeder bedeutenden Stadt Bengalens und Oberindiens von Allahabad bis Amritsar trat eine Zweiggesellschaft der Indian Association ins Leben, die sich gegen das „entwürdigende Elend der fremden Herrschaft“ aufbäumte. 1874 war Bengalen schon einmal geteilt worden, damals wurde Assam von ihm losgerissen, weil das der britischen Verwaltung zweckdienlich schien. Über die Proteste der Bevölkerung ging sie ohne weiteres hinweg. Jetzt wurde die Teilung fortgesetzt, indem ein östliches und ein westliches Bengalen als verschiedene Provinzen geschaffen wurden.

Durch ganz Bengalen ging eine Welle der Erbitterung. Am 16. Oktober 1905 sollte die Teilung Platz greifen; überall wurde nun die Weisung ausgegeben, daß dieser Tag in

England im Kampf gegen Indien für Ehre und Gerechtigkeit. Spottbild der englischen Wochenschrift „Punch“ aus dem Jahre 1857 auf die barbarische Niederwerfung der indischen Aufstände.



ganz Bengalen als ein nationaler Trauertag begangen werden sollte. Außerdem sollten alle Bengalesen das rote Band — Rakhi Bandhan — als Zeichen der brüderlichen Verbundenheit um das Handgelenk tragen. Schon am 7. August 1905 fand im Rathhaus von Kalkutta eine Rieserversammlung statt, um Einspruch gegen die Teilung zu erheben. Mehrere Tausend gebildeter Hindus aus ganz Bengalen nahmen daran teil und beschloßen, für den Fall, daß die Teilung dennoch vorgenommen werden sollte, keine britischen Waren mehr zu kaufen, sondern das heilige Gelübde abzulegen, britische Erzeugnisse erst dann wieder zu erwerben, wenn festgestellt, daß die Regierungsverfügung über die Teilung Bengalens nicht erlassen bzw. daß sie wieder zurückgezogen werde.

Als die Teilung von Lord Curzon dennoch am 16. Oktober 1905 vorgenommen wurde, bot die Stadt Kalkutta ein Bild wie noch nie zuvor. Alle Hindu-Geschäftsleute



Disraeli als Friedensengel Indiens. Aus der englischen Zeitschrift „Punch“ 1864. Der englische Premierminister Disraeli setzte sich in Verfolg seiner Welt Herrschaftspolitik für die Niederzwingung Indiens mit allen Mitteln ein.

schlossen ihre Läden. Fast alles Geschäftstreiben in der ganzen Stadt ruhte. In keinem Hinduhaufe wurde Feuer angezündet, um Essen zu bereiten. Sämtliche Hindus trugen Trauerkleidung. Zehntausende von Menschen in feierlicher Haltung bewegten sich barfuß — ebenfalls ein Zeichen der Trauer — durch die Straßen. Wen sie trafen, war er nun Hindu oder Moslem, Bengalese oder Angehöriger eines anderen Stammes, Jude oder Ausländer, dem wurde das rote Band um das Handgelenk geknüpft. In mehr als zwanzig verschiedenen Teilen der Stadt wurden große Protestversammlungen abgehalten.

Am wenigsten hatten die Engländer erwartet, daß die Erbitterung über die Teilung Bengalens zu einer allgemeinen Verbündung von Hindus und Mohammedanern führen würde. Beide banden sich durch den seidenen Faden des „Rakhi“ mit dem Versprechen, Gutes und Böses miteinander zu teilen.



Die Waffenbrüder oder Französisches „Wohlleben“ und englische „Einschränkung“.  
 Englische Karikatur aus dem Jahre 1790 auf die Verherrlichung der Lebenshaltung der Franzosen und das eigene Jammern über die Lage des englischen Volkes.

Viele Zehntausende bewegten sich nach dem Schluß der Protestversammlungen in feierlichem Zuge hinunter zum Ganges, um ein heiliges Bad zu nehmen. Auf dem Wege wurde der Ruf „Bande Mataram!“ („Heil dir, Mutterland!“) inbrünstig immer wieder ausgestoßen. Die Menge legte ein feierliches Gelöbnis ab, daß der 16. Oktober als ein Erinnerungstag der Trauer gefeiert werden sollte, bis die Teilung der Provinz wieder rückgängig gemacht sei. Der Ruf „Bande Mataram!“ sollte als heilig für das ganze Leben betrachtet werden.

Beschränkte sich die Bewegung zunächst auf die Provinz Bengalen, so griff sie bald auch auf andere Teile Indiens über. Was sich in Kalkutta ereignet hatte, fand Nachahmung in anderen Städten: Hindus und Mohammedaner näherten sich einander. Sie gaben sich das Versprechen, sich nicht wieder durch Polizeispizel oder durch wen sonst immer gegeneinander aufheizen zu lassen. Immer weiter griff die Bewegung. In England aber sah man, daß der Boykott großen Erfolg hatte. Zunächst wandten sich die Hindus Bengalens an die Handelskammer in Manchester mit der Bitte, ihren Einfluß im englischen Unterhause dahin geltend zu machen, daß die Teilung Bengalens zurückgenommen würde. Die Handelskammer lehnte das

Begehren rundweg ab und bezeichnete die antienglische Bewegung in Bengalen als unbegründet. Darauf wurde der Boykott englischer Waren in Bengalen allenthalben beschlossen. Zehntausende legten im Kalighat-Tempel in Kalkutta dieses Gelöbde ab.

Die Vaterlandsliebe der Bengalesen, die so heftig gegen die Teilung ihres Landes anstürmte, läßt sich mit ähnlichen Erscheinungen in Europa vergleichen. Man könnte etwa an die Geschichte Schleswig-Holsteins erinnern.

Hatte England gehofft, durch die Teilung Bengalens die politische Bedeutung Kalkuttas zu verringern, so erwies sich auch das als ein Irrtum. Vielmehr wurde die Stadt jetzt erst recht ein Herd der Unzufriedenheit unter den Hindus.

Wie in Kalkutta, so wurde am 16. Oktober in jeder anderen Stadt Bengalens und in jedem Dorf eine Protestversammlung abgehalten und überall der Boykott britischer Webwaren beschlossen. Anfangs glaubten die Regierung und die englische Presse, über den Boykott lächeln zu können, aber bald überzeugten sie sich, daß die Dinge einen wesentlich anderen Verlauf nahmen, als sie gehofft hatten. Nun verlor England den Kopf und traf Maßnahmen scharfster Unterdrückung, wodurch die Dinge nur noch schlimmer wurden. Statt der offenen Bewegung gegen die



Sie wäscht in Anwesenheit ihres Premierministers ihre Hände in Unschuld.

Holländische Karikatur auf Viktoria von England und Chamberlain während des Burenkrieges. (Joh. Braakensiek im Amsterdamer „Weekblad vor Nederland“.)



Die Wache vor der Bank von England zieht auf.  
Spottbild des englischen Zeichners James Gillray aus dem Jahre 1787 auf den englischen Militarismus.

Teilung Bengalens waren die Inder jetzt gezwungen, sich heimlich zusammenzuschließen. Geheimbünde aber verbindet sich in der Regel bald mit dem Verbrechen. Alles, was früher an Bewegungen der Unzufriedenheit in Indien vorhanden gewesen war, war ein Kinderspiel gegen das, was nun geschah.

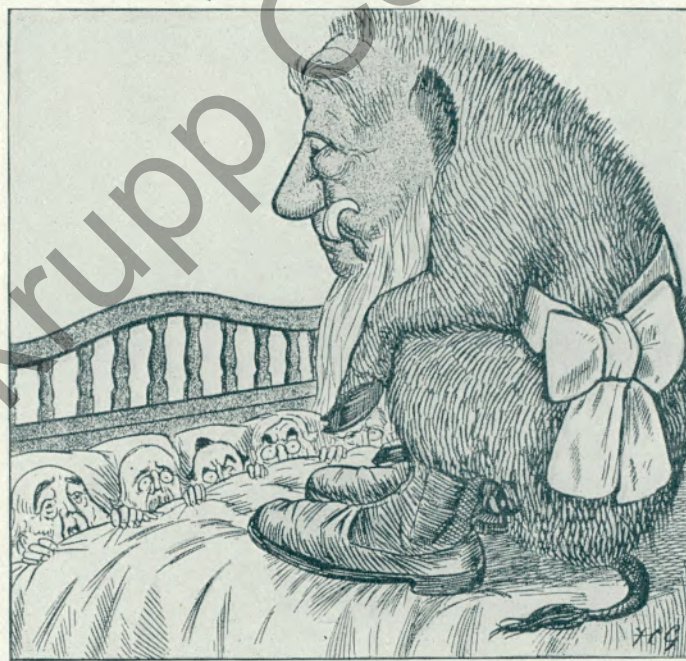
Sechs Jahre später mußte die Teilung in der Tat widerrufen werden. Der Boykott hatte der englischen Ausfuhr zu großen Schaden getan; gleichzeitig hatten sich Geheimbünde und Verbrechen, Attentate und andere bedenkliche Erscheinungen so gemehrt, daß selbst Lord Curzon, der die Teilung mit eiserner Hand durchzuführen versuchte, den Rat zur Umkehr gab.

Das „Teile und herrsche!“ gilt ferner in besonderem Maße für die englische Staatspolitik in Irland. Hier hat sie insofern Erfolg gehabt, als sie die protestantischen Engländer, die in den letzten Jahrhunderten nach der Grünen Insel ausgewandert und die fast ausschließlich in deren Norden sitzenblieben, zu Feinden der großen Masse des irischen Volkes, ganz überwiegend der katholischen Kirche, zu machen wußte. In dessen gelang es der Anziehungskraft dieses liebenswürdigen Volkes immer wieder, selbst die starren Engländer in seiner Mitte auf seine Seite zu ziehen. Das berühmteste Bei-

spiel ist Parnell, der energische Führer der irischen Opposition im Unterhaus zur Zeit Gladstones, Parnell, der durchaus englischer Herkunft war, der protestantischen Herrenschiicht angehörte und trotzdem der tatkräftigste Verteidiger der Rechte des unterdrückten irischen Volkes wurde.

Die unselige Teilung der Insel in das kleine protestantische Ulster und den viel größeren Freistaat Eire mit seiner fast ausschließlich katholischen Bevölkerung läßt Irland auch heute, nachdem der letztere zum Dominion geworden ist, noch nicht zur Ruhe kommen. Jedesmal, wenn England es wagt, die Probe aufs Exempel zu machen, stellt sich die Unmöglichkeit dieses Zustandes heraus. Als König Georg VI. 1937 bald nach seinem Regierungsantritt mit seiner Gattin das getreue Nordirland besuchte, das England 1921 bei der Gewährung der Dominialverfassung von dem Freistaat Irland als besonderes Staatsgebilde abgetrennt hatte, erlebte er nicht viel Freude. Der Zwergstaat Ulster umfaßt ganze 13 000 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von rund 1,3 Millionen Menschen. Die Iren, die diese Abtrennung als schweres Unrecht empfinden, gaben bei Gelegenheit des Besuches des englischen Königs

dieser Stimmung in sehr unliebenswürdiger Weise Ausdruck, so daß Seine Majestät bereits nach wenigen Stunden



Der Werwolf.  
Spottbild des englischen Zeichners J. Carruther Gould auf das Kabinett Calisbun und seine Behandlung der südafrikanischen Frage.

Ulster den Rücken kehrte. Offenbar waren die verschiedensten Attentate geplant, die selbst durch das Aufgebot eines gewaltigen Heeres von Geheimpolitikern nur zum Teil verhindert werden konnten. —

Eines der ärgsten Beispiele der Divide-et-impera-Politik Großbritanniens ist in den letzten Jahren das unglückselige Palästina gewesen. Hier hat England den Juden eine Heimstätte versprochen. Obwohl es wissen mußte, daß das ganze Land dicht von Arabern besiedelt ist, sind die letzteren in eine scharfe Opposition hineingetrieben worden, ohne daß England auch nur den geringsten, ernsthaft zu nehmenden Versuch gemacht hätte, diese beiden Elemente miteinander auszuföhnen. Es liegt aller Grund für die Annahme vor, daß die britische Staatspolitik eine solche Ausföhnung nicht wünscht, und zwar aus denselben Gründen wie in Indien, wo ebenfalls immer wieder durch Spitzel die Mohammedaner auf die Hindus oder umgekehrt geheßt werden. Je kräftiger sich die beiden Hauptelemente der Bevölkerung in Britisch-Indien und in Palästina gegenseitig befehdeten, desto sicherer glaubt England diese Länder in der Hand zu haben. Palästina ist die Aufgabe zugeordnet, ein wichtiges Sprungbrett auf der einigermaßen brüchig gewordenen Hauptverkehrsstraße des Empire nach Ostindien und Australien zu bilden. Deshalb ist es der englischen Staatskunst gar nicht unangenehm, wenn in Palästina Araber und Juden einander feindlich gegenüberstehen; desto sicherer glaubt es das Land als militärischen Stützpunkt in Händen zu haben.

Um die sich bis zum Aufbruch steigende Feindschaft der Araber gegen die Juden einzudämmen, hat England erst 1937 scheinbar den Willen zu einer Reform bekundet, die vielleicht Wandel schaffen könnte: es hat eine Teilung des Landes in zwei oder drei Gebiete in Aussicht genommen. Aber das ist wieder nur ein neues Mittel der Methode: „Teile und herrsche!“ Ursprünglich war die Zerlegung in zwei autonome Verwaltungskantone nach Schweizer Vorbild beabsichtigt, einen für die Juden und einen für die Araber. Nach dem ersten Plan sollten die Juden für ihr Dominium etwa den Küstenstreifen erhalten, in dem



Immer das selbe!

Gulliver zu König George: „Nun, mein kleiner Freund, du hast zwar eine wunderbare Rede auf dich und dein Land vom Stempel gelassen, aber soviel ich aus deinen eigenen Reden erfahren und mit Mühe aus dir herausbringen konnte, bist du doch eines der schädlichsten und gefährlichsten Reptile, welche jemals die Natur auf der Erde hat herantreiben lassen.“

Spottbild des englischen Zeichners James Gillray 1803.



Leuch ist nicht Diebstahl

Englische Karikatur auf das Vorgehen Englands gegen Irland.

sie bereits heute vorwiegend ange siedelt sind (dort ließe sich die heutige Einwohnerzahl von 400 000 durch Einwanderung auf etwa eine Million erhöhen), während den Arabern das gesamte übrige Gebiet einschließlich Transjordanien verbleiben sollte. Dann aber hielten die Engländer es für klüger, noch einen dritten Teil herauszuschneiden, um ihn als Mandatsgebiet weiterzuverwalten: von Jerusalem und Bethlehem bis nach Jaffa. Der strategisch wichtige Hafen Haifa mit der Mündung der großen Orlentung von Mossul würde dann ebenfalls auf die gleiche Weise „neutralisiert“ werden.

Das jüdische Palästina soll in Zukunft „Land Israel“ heißen. Aber auch die Juden sind mit der vorgeschlagenen Regelung nicht einverstanden. Sie beklagen, daß sie nicht mehr über das ganze Land verfügen sollen — und noch mehr: daß aus der ihnen durch die Balfour-Erklärung des Jahres 1917 zugesagten national-jüdischen „Heimstatt“ die Stadt Zion herausgeschnitten werden soll.

Vollends die Araber protestieren unaufhörlich gegen die Teilung, und diese Bewegung hat weit über die Grenzen Palästinas hinausgegriffen. So fand 1937 in Bagdad ein riesiger Umzug statt, an dem sich mehr denn 50 000 Araber aller Schichten und Stände beteiligten. In dem Zuge wurden Transparente mit judenfeindlichen Aufschriften und Texten mitgeführt, in denen die englische Politik verurteilt wurde. Die Organisation des Umzuges lag in den Händen sämtlicher nationaler Vereinigungen, der Hochschulen und der Anwälte. Telegramme wurden gesandt an Ibn Saud, König Faruk von Ägypten, König Imam vom Jemen, den Schah von Persien und den Präsidenten von Syrien. In den Telegrammen, in denen an die Pflicht gemahnt wurde, gegen den Teilungsplan zu kämpfen, wurde ein ungeteiltes Palästina für die Araber verlangt.

Auch in der Zwischenzeit ist England mit diesem Plan nicht weitergekommen; im Gegenteil stehen die Dinge in Palästina schon seit Monaten geradezu auf des Messers Schneide. —

Auf die übrigen Teile des Empire sei nur ein kurzer Blick geworfen. Hier benutzt England oft das Kunstmittel





### Profit!

Spottbild des englischen Zeichners Walter Crane auf die Anfang des 20. Jahrhunderts in England herrschenden Zustände.

des „Teile und herrsche!“, um im Hinblick auf später etwa zu befürchtende Freiheitsbewegungen die staatsrechtliche Zusammengehörigkeit solcher Gebiete zu lösen, von denen das eine in solchem Falle das andere mit sich reißen könnte. Deshalb ist Ceylon von der Eingliederung in Britisch-Indien gelöst und zu einer Kronkolonie umgestaltet worden. Ferner haben die Engländer Birma von Indien getrennt. Aus dem nämlichen Grunde haben sie das ganze malaiische Kolonialgebiet,

die Seychellen, Mauritius und die Malaienhalbinsel ebenfalls von Indien abgerückt und letztlich auch Aden, das eine Zeitlang dem indischen Vizekönig unterstand. England ist misstrauisch, es möchte verhindern, daß etwa diese verschiedenen Länder, falls in Indien die Freiheitsbewegung große Fortschritte machen oder plötzlich zu einem Aufstand emporflammen sollte, mitgerissen werden, damit England nicht einer Anzahl strategisch wichtiger Stützpunkte beraubt wird.



Der Polyp als Friedenseugel.

# Die wahre Wurzel des Konfliktes.

Von Gisela Wirsing in der von ihm herausgegebenen Monatschrift „Das XX. Jahrhundert“.

Es war in der Neujahrnacht des Jahres 1907, als in einem Hinterzimmer des Foreign Office der Chef der Beamtenchaft des britischen auswärtigen Dienstes ein dickes Bündel mit eng beschriebenen Papieren noch einmal Seite für Seite durch seine Finger gleiten ließ, um schließlich mit einem gewissen Seufzer der Erleichterung unter das letzte Blatt seine Anfangsbuchstaben E. A. C. zu setzen. In wochenlanger Arbeit hatte Sir Eyre Crowe für seinen Chef Edward Grey ein Memorandum über den Stand der britischen Beziehungen zu Frankreich und Deutschland angefertigt. Das Dokument, das nun abgeschlossen vor ihm lag, war keines der normalen diplomatischen Schriftstücke. Grey hatte ihn gebeten, er möge ohne Scheu vor Umwegen und Ausflügen in die Historie einmal all das zusammenfassen, was in vielen Besprechungen der hohen Beamten des Foreign Office seit Monaten immer wieder berührt worden war. In dieser Nacht wußte Sir Eyre Crowe wohl schon, daß das Ergebnis seiner Arbeit später zu den klassischen Berichten der britischen Diplomatie zählen würde. Er konnte allerdings nicht ahnen, daß über drei Jahrzehnte hinweg seine aus der Lage des Jahres 1906 entstandene Niederschrift die geheime Bibel und der immer wieder befragte Ratgeber ganzer Generationen von britischen Außenpolitikern werden würde. Wir wissen, daß die Gedankengänge dieses Memorandums in der Umgebung von Lord Halifax während der letzten Wochen eine sehr wesentliche Rolle gespielt haben und daß Sir Robert Bunsittart, einer der unmittelbaren Schüler Crowes, sich verschiedentlich auf dieses Aktenstück berief. Wir wollen uns daher nicht scheuen, es unsererseits zu Rate zu ziehen. Es wird uns beachtliche Lehren erteilen. Eine der Kernstellen seiner umfangreichen Erörterungen lautet:

„Wenn, bloß als Analogie und zur Illustration, ein Vergleich erlaubt ist, der weder buchstäblich genau noch geringschätzig sein soll, so könnte man das Verhalten Deutschlands gegen unser Land seit 1890 nicht unpassend mit dem eines berufsmäßigen Erpressers vergleichen, dessen Erpressungen im Falle der Weigerung seinen Opfern durch die Drohung mit irgendwelchen vagen und furchtbaren Folgen entrisen werden. Nachgiebigkeit gegen die Drohungen des Erpressers bereichert ihn; aber es ist längst durch übereinstimmende Erfahrungen erwiesen, daß, obwohl dies dem Opfer zeitweilig den Frieden verschaffen mag, es sicher zu erneuter Belästigung und höheren Forderungen nach immer kürzer werdenden Perioden freundschaftlicher Schonung führen wird. Gewöhnlich wird dem Erpresser das Handwerk durch den ersten entschiedenen Widerstand gegen seine Forderungen und den Entschluß gelegt, lieber allen Gefahren einer möglicherweise unangenehmen Lage zu trogen, als den Weg endloser Zugeständnisse weiter zu beschreiten. Beim Fehlen eines solchen Entschlusses ist es aber mehr als wahrscheinlich, daß die Beziehungen zwischen den beiden Parteien sich stetig verschlechtern werden.“

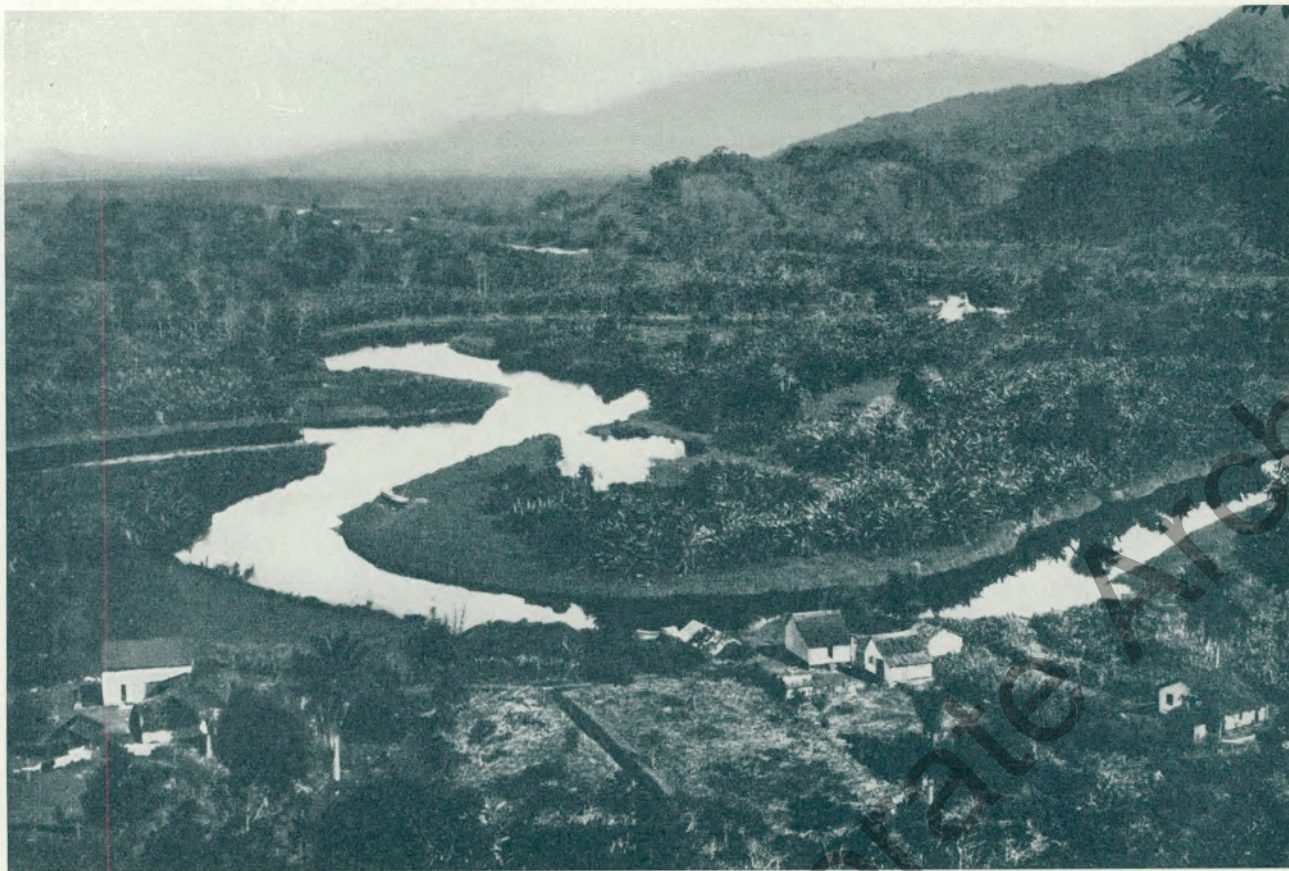
Die Ähnlichkeit, ja die vollkommene Gleichheit der Argumentation der Engländer damals und heute wird den Leser verblüffen. Es handelte sich damals um ganz geringfügige Abrundungen des deutschen kolonialen Besitzes in Ostasien oder Afrika oder um die Anerkennung deutscher Interessensphären in Vorderasien. In jedem Fall waren es Versuche, dem wachsenden deutschen Welthandel bescheidene Absatzgebiete neben dem britischen Weltreich zu sichern. Crowes Vorgänger im Foreign Office nannten diese deutsche Kolonialpolitik noch verächtlich eine „Politik der Trinkgelder“, während die militärische und machtpolitische Ausbreitung Frankreichs in Richtung auf Ägypten und Rußlands nach Indien hin ihnen sehr viel mehr Sorge bereitete. Aber es ist bezeichnend für die englische Einstellung, daß man einen Ausgleich mit Frankreich und Rußland suchte und fand, während er Deutschland verweigert wurde. Die britische Politik hat sich in diesen dreißig Jahren tatsächlich in ihrer inneren Linie nicht gewandelt. Deutschland — und das ist für die ersten Tage, die wir jetzt durchleben, das vielleicht wichtigste — ist in britischen Augen immer, seit es überhaupt ein politisch wiedergeeintes deutsches Volk gibt, nicht als eine Nation empfunden worden, der ein der englischen gleiches Recht auf Leben, Atem und Geltung zugestehen ist, sondern eben als ein „Erpresser“, der, was immer er unternimmt, stets gegen „geheiligte Rechte“ verstoßt. Dies ist der Grundirrtum der

englischen Politik, der auf immer neue Weise seit jenem Memorandum Crowes eine Zusammenarbeit oder auch nur eine Abgrenzung der Interessensphären zwischen Deutschland und England unmöglich gemacht hat. Die Konsequenz, die sich hieraus ergeben hat, ist, daß England während dieser dreißig Jahre nie auch nur einen einzigen Augenblick bereit gewesen ist, den wirklichen Ausgleich, der allein den Frieden Europas bringen kann, zu suchen. Vielleicht ist es nicht unbillig, Sir Eyre Crowes Ausführungen hierüber ebenfalls ausführlich wiederzugeben, weil sie die Quintessenz der Ansichten enthalten, die bis in die jüngsten Tage hinein in England trotz gelegentlicher Phrasen in anderer Richtung über die Frage des deutsch-englischen Verhältnisses herrschten. Sir Eyre Crowe schrieb (1907!) über die Möglichkeit eines deutsch-englischen Zusammenwirkens:

„Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Deutschland in kurzem wiederum, wie es das bisher so oft getan hat, um ein ‚enges Einvernehmen‘ mit England ersuchen wird. Um diesem Fall Rechnung zu tragen, muß man sich als erstes überlegen, was mit diesem Verlangen eigentlich gemeint ist. Die englisch-französische Entente hatte eine sehr materielle Unterlage und ein greifbares Ziel — nämlich die Beilegung einer Anzahl tatsächlich bestehender ernster Streitfragen. Die jetzt im Gang befindlichen Bestrebungen Englands, zu einer Verständigung mit Rußland zu gelangen, sind durch eine ganz ähnliche Lage gerechtfertigt. Aber für eine englisch-deutsche Verständigung nach denselben Richtlinien fehlt der Raum, da auf demselben Fundament keine Verständigung erbaut werden könnte. Auf ein Offensiv- oder Defensivbündnis mit Deutschland einzugehen, besteht für England unter den herrschenden politischen Verhältnissen kein Anlaß, und es wäre gegenwärtig kaum aufrichtig, eine derartige Möglichkeit als offene Frage zu behandeln. Die britische Zustimmung zu jeder andern Form eines Zusammenwirkens oder Nicht-einmischungssystems muß absolut von den Umständen, den besonderen Eigenschaften und von den Vorzügen aller Vorschläge abhängen, die etwa gemacht werden. England wird ebenso bereit sein, wie es das immer gewesen ist, alle Vorschläge dieser Art von dem Gesichtspunkt aus abzuwägen und zu erörtern, wie die britischen Interessen davon berührt werden. Deutschland muß damit zufrieden sein, in dieser Hinsicht genau dieselbe Behandlung zu erfahren wie jede andere Macht.“

Crowe führt also gegenüber dem damaligen englischen Außenminister und seinen Kollegen im Foreign Office aus, daß zwar Frankreich und Rußland als englische Bündnispartner in Betracht kämen, nicht aber Deutschland oder doch jedenfalls praktisch nicht. Die offiziellen Erklärungen der damaligen Zeit lauteten natürlich völlig anders. Die innere Linie jedoch ist in diesem Memorandum festgelegt worden, der Akzent liegt auf dem Schlusssatz, „daß Deutschland von England keine andere Behandlung als jede andere Macht erwarten dürfe“. Mit anderen Worten heißt dies — und in dem Memorandum wird das auch an verschiedenen Stellen ausgedrückt —, daß Deutschland sich entweder dem sogenannten englischen Gleichgewichtssystem, das heißt der britischen Vorherrschaft in der Welt einzuordnen und unterzuordnen oder aber mit der bewaffneten Auseinandersetzung zu rechnen habe. Das war eine Alternative, die sieben Jahre vor dem Weltkrieg bereits im vertrauten Kreis des Foreign Office festgelegt worden ist. Im Hintergrund steht der britische Anspruch auf die Beherrschung der Welt durch das, was man das „englische System“ nennen könnte.

Es ist zur Zeit Crowes ebenso gewesen wie heute: Zur Diskussion steht nicht diese oder jene Kolonialfrage oder das sogenannte Danziger Problem, das in Wirklichkeit ja von England nie als Dauerlösung empfunden wurde, sondern die Frage der Zuerkennung des gleichen Lebensrechts an das deutsche Volk als Weltmacht. Wir sehen heute, daß das deutsch-englische Verhältnis in diesem Punkte seit dreißig Jahren praktisch nicht um einen Millimeter sich verändert hat. Solange England den universalen Anspruch, einen obersten Richterstuhl der Weltpolitik besetzt zu halten, aufrechterhält, muß es immer wieder zu schwersten Zusammenstößen kommen. Das ist ein Naturgesetz, das in dem Augenblick, in dem Deutschland mächtig ist und seine Kräfte auf weite europäische Gebiete ausstrahlt, wirksam werden muß.



Aus: „Orbis Terrarum“, Atlantis-Verlag, Berlin/Zürich.

Lichtbild: F. D. Koch.

Deutsche Siedlung am Paraná im Staate Paraná (Brasilien)  
nahe der brasilianisch-uruguayischen Grenze.

## Lebensweg auf fremder Erde.

Von Johan Luzian, Asunción (Paraguay).

Es ist das heitere, warme, sonnige Wetter von Paraguay. Ein junger Deutscher sitzt auf einem Kampgaul und reitet aus Asunción heraus. Er ist groß und hager, er hat viel zu lange Beine für den kleinen, zähen Gaul. Die beiden passen nicht recht zusammen, der Reiter und das Tier; aber nach und nach gewöhnen sie sich aneinander, man gewöhnt sich hier ja an alles. In Deutschland würde man über mich lachen, denkt der Mann, wie ich hier auf dem Gaul sitze! . . . Aber was wissen die da drüben denn auch von hier? . . . Deutschland . . . Paraguay . . . Er sagt die Worte langsam vor sich hin, schüttelt den Kopf und starrt geradeaus auf den roten, tonroten Weg. Zwei ganz verquere Dinge! sagt er. Sie reimen sich wirklich nicht zusammen! . . . Und dann zieht er seinem braven kleinen Pferd eins mit der Lederpeitsche über den dickbehaarten Schenkel und trabt ein gehöriges Stück weiter.

Er reitet an tiefen roten Schlammflöchern vorbei und überquert kleine Bäche und reitet über hartgedörrte rote Krusten. Er reitet an elenden Ranchos aus Lehm und Wellblech vorbei, an kleinen Chactras von ein paar Hektar, an schönen Quintas mit prächtigen Bäumen und weißen Säulen vor den Landhäusern, und an großen Estancias und Pflanzungen. Er sieht Bananenkulturen mit den breiten, hellgrünen Blättern, ein leuchtender, niedriger Wald. Er sieht Mandiokfelder, hohe, lichte Büsche; Bataten, kriechendes dunkelgrünes Blattwerk; er sieht Mais, Baumwolle, an der die letzten braunen Kapseln hängen mit dem herausquellenden Weiß. Er sieht Drangenhaine, Mandarinen-

wälder, das Gold der aber tausend Früchte ins dunkle Laub getupft, ein heiteres Bild. Er sieht Palmen, Yerba, Eukalyptus, sieht hohe Kakteen und Agaven am Weg, sieht Araucarien und den flammenden Blütenbaum des paraguayischen Frühjahrs, den Lapacho. Er sieht vielerlei Grün und vielerlei Farben, aber überall brennt unter all den Farben die rote Erde hervor.

Wie aber soll die Erde in den Augen eines deutschen Menschen sein, die gute, getreue Erde, aus der das Korn wächst, die Hackfrüchte, das Gemüse und Obst? Sie soll schwarz sein oder dunkelbraun, mit einem silbrigen Glanz der Feuchte darin, sie soll einen herben, vertrauten Geruch haben, einen etwas fauligen, starken, kühlen Atem.

Der Deutsche schüttelt den Kopf. Er steigt vom Gaul und nimmt eine Handvoll der roten Erde auf, sie fühlt sich hart und fremd an. Er zerdrückt sie zwischen Daumen und Zeigefinger, riecht daran — fremd, unheimlich fremd . . . Ein Element, das man gar nicht begreifen kann . . . Gewiß, es steckt voll gewaltiger Fruchtbarkeit, aber ist das die Erde, der man dienen soll? Ist das die Erde, auf der das neue Haus gebaut werden wird, auf der die Kinder aufwachsen werden, in der man einmal lange, lange ausruhen will? . . .

Er wischt sich die Hand an der Reithose ab, er scheuert sie sich ganz trocken und heiß und steht da, nachdenklich und von den vielen Fragen gequält, und starrt über das Baumwollfeld nach den fernen Wäldern auf dem Höhenzug der Cordillere . . .

Weiter auf den roten Wegen. Die Sonne brennt. Der breite Hut bedeckt zwar das Gesicht, aber der Schweiß perlt doch immer von neuem über Stirn und Nacken.

Braune Guarani Frauen mit Fruchtkörben auf dem Kopf. Soldaten in verblichenen graublauen Leinenuniformen ohne Waffen. Chacokämpfer, manche einarmig oder an Krücken. Ochsenkarren mit manns hohen Rädern, die sich weich und schmiegsam in die roten Schlammlöcher wälzen und langsam wieder herausrollen. Männer, die Vieh vor sich hertreiben, Frauen und Esel, gefüllte Felltaschen an den Seiten. Knaben auf sattellosen Pferden, jauchzend, rufend in einer fremden Sprache. Mädchen, Wäscherinnen am Bach. Fliegen, Moskitos, Schmetterlinge, Papageien in bunten Farben, schreiend und scheu. Sonne, Hitze, rote Erde . . .

Ein Almacén am Weg. Es gehört einem Italiener. Der Reiter trinkt ein Refresco, er fragt, was für Leute hier in der Nähe wohnen, und beschreibt bei dem Wort Nähe einen Bogen mit dem Arm, zu dem man viele Reistunden brauchen würde. Es wohnen in dem Bogen Polen, Franzosen, Russen, Spanier unter den „Hiesigen“. Deutsche? „Si, Señor! Dort im Rancho wohnt auch ein Alemán!“

Der Deutsche reitet eine Schlucht hinunter, eine Höhe wieder hinauf. Unter ein paar Palmen und Mangobäumen liegt das Rancho versteckt, ein Lehmwerk wie alle, nichts von schönen weißen Säulen oder einem roten Ziegeldach, nichts von Gardinen vor den Fenstern oder Blumenkästen oder wie man sich nun ein deutsches Haus vorstellen mag. Eine Hütte für die Nacht und für den Regen mit einem breiten Schilfdach darüber, das reichlich Schatten spendet. Mandioca wächst hier wie überall, Sorghum, Bananen, Mandarinen, etwas Baumwolle, ein paar Kaffeesträucher. Und viele Hühner scharren unter den Bäumen und Büschen. Zwei Hunde kommen bellend angerast, klaffen hinter der Pforte. Der Reiter klatscht nach der Landessitte in die Hände und wartet, bis er begrüßt wird. Eine Frau erscheint hinter dem Rancho, kommt auf den Besucher zu und hält die Hunde zurück. Sie bittet ihn herein, als er sein Anliegen, eine Auskunft über Siedlungsmöglichkeiten hier in der Gegend, vorgebracht hat. Die Hunde kriechen in den Schatten zurück. Die Frau wischt sich die Hände in der Sackschürze ab, sie kam vom Futtertrog der schwarzen Schweine, die dort im Korral grunzen und Kokosleie schmaßen. Verarbeitet, ausgedörrt von der Sonne, sieht die noch junge Frau aus. Sie geht barfuß wie eine Hiesige, ihr dunkelblondes Haar hängt strähnig unter dem Kopftuch hervor. Sie hat keine Zeit, sich zu pflegen. Zwölf Stunden ist es nur Tag.

Vier Jahre sind wir jetzt hier auf dem Kamp, sagt die Frau. Wir sind diese Arbeit ja eigentlich nicht gewöhnt, aber man lernt alles mit der Zeit. Früher hatten wir ein Geschäft in Berlin . . . Die trostlosen Zeiten damals! . . . Aber, mein Gott, wenn man doch einmal wieder nach drüben könnte! . . . Der Mann tritt aus dem Rancho, er hat geschlafen. Morgens um zwei Uhr steht er auf, fährt Milch und Eier für die Nachbarn nach der Stadt, kommt gegen Mittag wieder zurück und schläft deshalb bei Tag ein paar Stunden. Er sieht blaß und kränklich aus, seine großen blauen Augen haben ihren Blick verloren, sie sehen den Besucher an, ein freundliches Lächeln spielt in den Falten des lederbraunen, mageren Gesichts, aber Blick und Lächeln sind irgendwohin ins Weite gerichtet, gelten niemandem. Er lächelt das Nichts an! denkt der Besucher erschrocken, und hört nur Bruchstücke von den Worten des Landsmannes: Genügsamkeit . . . Europa muß man vergessen . . . Hier ist Gottes Fruchtgarten . . . Niemand kann einem dreinreden . . . Man ist Herr auf eigener Scholle . . .

Der Besucher verabschiedet sich bald, er dankt für Auskunft und Rat und reitet weiter in das fremde Land hinein.

Da ist die Plaza. In der Mitte steht ein paraguayisches Denkmal, dem Tag der Unabhängigkeitserklärung geweiht. Schöne hohe Bäume überragen es, unter den Bäumen sind eiserne Bänke aufgestellt. Im übrigen aber weidet das Rindvieh auf der Plaza wie auf den grasbewachsenen Wegen.

Es gibt ein deutsches Vereinshaus mit einer Regelfabrik und einer Bäckerei. Es gibt eine kleine deutsche Schule, wo in deutscher und spanischer Sprache vierzig bis fünfzig deutsche Kinder unterrichtet werden. Es gibt ein deutsches Sägewerk und eine Möbeltischlerei, eine deutsche Bäckerei und eine deutsche Wursterei, wenn auch alle ihr Gewerbe in der spanischen Staatsprache anzeigen. Sie liefern ihre Erzeugnisse nach der Hauptstadt und nach vielen Orten im Lande. Die Häuser sehen ordentlich und sauber aus, die Gärten sind hübsch angelegt, am Zaun wachsen große leuchtende Blumen, Christrosen und Winden, neben den Häusern grünen die Gemüsebeete. Rings um das kleine Pueblo aber ist der Wald und die Wildnis, wie überall in Paraguay, und weit verstreut wohnen darin die deutschen Kolonisten. Sie haben größere und kleinere Besitzungen, pflanzen Bananen und Perba und Zitrusfrüchte, haben Milch- und Schlachtvieh, wie das Land es erfordert. Aber dennoch kommt dem Reiter die Fremde hier nicht ganz so unerträglich vor mit ihrer Forderung: Bergiß, wirf alles hinter dich, stell dich um! Aus einem Rancho — die gibt es hier auch — ruft eine Mutter in deutscher Sprache nach ihren Kindern. Vor einem Siedlerhaus sprechen zwei Männer deutsch miteinander.

Der Reiter bindet seinen ermüdeten Gaul an einen Baum und läßt ihn grasen. Er tritt in das Haus, wo er ein Nachtquartier finden kann, er wird begrüßt und bekommt zu essen und erzählt von „drüben“ und bekommt erzählt von hüten. Die Wirtsleute und der Gast vergessen, daß dreizehntausend Kilometer Land und Meer zwischen hüten und drüben liegen, mit einemmal ist die Heimat weit über die Erde gedehnt, ein Zipfelchen ihres Mantels reicht bis hierher über Wald und Kamp. Und während draußen rasch die Nacht niedersinkt und die vielen südlichen Sterne zu scheinen beginnen, färbt sich auch die rote Erde wieder schwarz. Es geht ein Duft von ihr aus, wahrhaftig, jetzt spüre ich ihn! denkt der Reiter, als er mit den Wirtsleuten vor der Tür unter den Säulen sitzt.

Die Erde ist nirgends besser als hier! sagt der Wirt und rechnet die Erträge eines Hektars frischgerodeten Waldlands an Baumwolle, Tabak, Mais und Kaffee aus.

Korn wächst hier wohl nicht, wie? fragt der Neuling so zwischenhinein.

Korn? lächelt der alte Kolonist, Korn, so wie drüben? Nein! Aber Sorghum, Kaffernkorn, Mais, Reis . . .

Wie laut die Grillen zirpen! sagt der Neue nach einer Weile.

Grillen? fragt der Wirt. Ach, die Zikaden. Ja, die machen an solchen schönen Abenden immer einen gehörigen Lärm.

Es ist eine laue, angenehme Nacht, so wie in Deutschland die Hochsommernächte sind. Aber die Grillen heißen hier Zikaden, und das Korn heißt Mais oder Reis . . .

„Unser täglich Brot gib uns heute . . .“ denkt der Deutsche, als er unter seinem Moskitoneß liegt und noch lange wachen Auges in das Dunkel starrt.

Du rote Erde, denkt er, du fremde rote Erde . . . Sie dienen dir hier mit der Hacke wie in Bayern und Holstein und in der Mark mit dem Pflug. Und du verläßt sie nicht . . . Die Kinder, die hier geboren werden, denkt er, die auf ihr Schlangen totschlagen und auf Eseln und Pferden darüber wegreiten, die Kinder können sich nun schon gar keine andere Erde mehr vorstellen. Und die alten Leute, die vor fünfzig Jahren hier ansingen, einer neben dem andern, die alten Leute auch nicht mehr. Ja, sagen sie, die Erde ist rot, die gute fruchtbare Erde . . .

# Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders bemerkenswerter Aufsätze  
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Lichtbild: Deutsches Ausland-Institut.

Flußhafen der von Hermann Blumenau gegründeten Stadt Blumenau  
im Staate Santa Catharina (Brasilien).

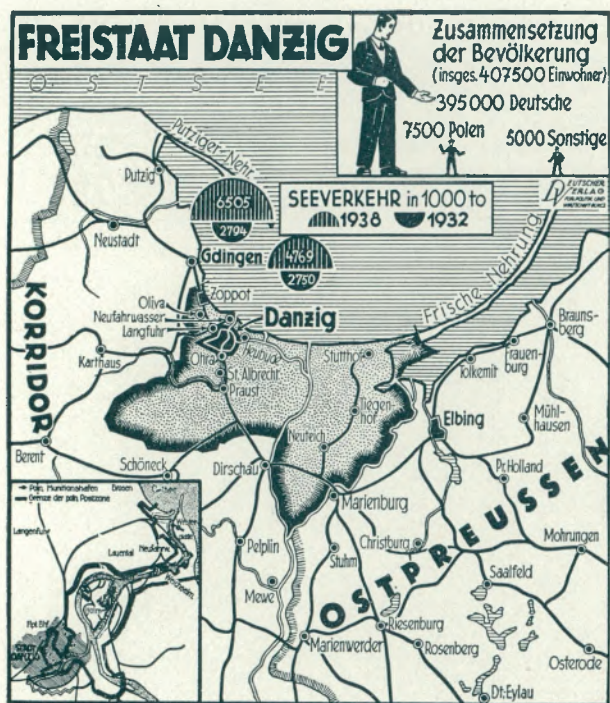
## Hermann Blumenau, ein deutscher Überseepionier in Brasilien.

Aus der „Frankfurter Zeitung“.

Als sich der junge deutsche Pharmazeut Dr. Hermann Blumenau im Jahre 1850 entschloß, das Stück Urwald im südlichen Brasilien, für das er sich von der Staatsregierung Siedlungsrechte erworben hatte, mit dem eigenen Familiennamen zu taufen, mochte er sich überlegen: die lebenswürdige Benennung hat einen freundschaftlich lockenden Reiz, sie klingt nach gartengeschmücktem Dorf, nach behaglicher Kleinstadt, sie grüßt diejenigen, die da kommen sollen, mit einem heimeligen Klang. Einstweilen drängten sich an den Ufern des wasser- und schnellenreichen Itajaístromes, in den hügeligen Seitentälern hochstämmige Waldgebiete mit dicht wucherndem Schlingengewächs. Der Boden mochte wohl fruchtbar sein, aber er mußte für eine regelmäßige Kultur erst mühsam gewonnen werden.

Siebzehn junge Leute hatten sich bereit gefunden, seiner öffentlichen Einladung zur gemeinsamen Kolonisation zu folgen. Kleine, etwas enttäuschend kleine Trupps werden in den nächsten Jahren hinzustoßen. Aber

da wird in den frühen Berichten immer schon von dem „Stadtplan“ geredet. So viel merkt man bald, die vergilbten Hefte aus den fünfziger Jahren und Reiseschilderungen dieser Zeit in den Händen haltend: der „Stadtplan“ war vor der Stadt da, ein Stück Urwald, mit mäßigen Straßen, da, dort freigelegt; die Stadt, die ihn umstehen sollte, ließ noch auf sich warten. Der junge Mensch, der sie da vor sich sah und entschlossen schien, sie zu verwirklichen, mochte auch davon träumen, nicht allein in ihrem Dasein, sondern in ihrem Namen selber weiterzuleben. Das tut er denn auch, aber zugleich auf eine sehr eigentümliche Weise haben Person und Werk sich voneinander getrennt. Gewiß erhebt sich heute in der zur „richtigen“ Stadt gewordenen Zentralsiedlung des Blumenauer Bezirks, wichtig gequaddert, ein steinernes Ehrenmal mit der üblichen Bronzeplakette; die Leute dort wissen, warum sie gerade Blumenauer heißen. Für das gemeindeutsche Bewußtsein war der Zusammenhang völlig verlorengegangen. Der Mann, der an seinem Anfang stand und durch mehr



Das deutsche Danzig.

Im ehemaligen Freistaat Danzig, der eine Fläche von 1893 Quadratkilometer hat und damit beinahe so groß ist wie das Saarland, wohnen etwa 410 000 Einwohner, von denen nicht einmal 2 % Polen sind. Die politische Bedeutung Danzigs liegt in seiner Lage an der Mündung der Weichsel, die in ihrem Unterlaufe seit Jahrtausenden im Besitze von germanischen Stämmen war. Die Polen haben es zwar in den zwanzig Jahren ihres neuerlichen Bestehens als selbständiger Staat nicht verstanden, die Weichsel für größere Schiffe schiffbar zu machen, trotzdem verlangten sie Danzig als Zugangshafen zum Meer.

als dreißig mühevollen Jahre die bewegende Mitte wurde, erscheint dabei irgend an den Rand gedrückt. Er ist als Einzelercheinung die gewiß interessanteste und erfolgreichste Figur unter den deutschen Kolonisationen im fremdstaatlichen Raum; er hat keinen Biographen gefunden. Vergessen lebte er in der Heimat, wohin er 1884 zurückgekehrt war. Als er am 30. Oktober 1899 in Braunschweig starb, blieb das eine lokale Angelegenheit. Der Volksbund für das Deutschtum im Ausland hat vor einiger Zeit einem Jahrbuch seinen Namen gegeben, damit möchte der Mann wieder sichtbar werden. Doch liegen weite Strecken seines Lebens auch heute im halben Dunkel.

#### Die Auswanderung.

Die Motive von Blumenaus Beginn bei dem Auswanderungsunternehmen sind nicht ganz sicher zu fassen. Er hat, bevor er seine Reise antrat, in einer Denkschrift seine Meinungen niedergelegt zu der Frage: „Welchem oder welchen Landstrichen muß man mit aller Kraft streben, die gesamte deutsche Auswanderung zuzuleiten?“ „Für denjenigen, welcher ein gleich warmes Herz für das Wohl seiner auswandernden, so oft leidenden Brüder als für sein angestammtes Vaterland im Busen trägt, gibt es aber nur eine Antwort auf diese Frage, und die ist einfach die: daß die deutsche Auswanderung in denjenigen Landstrichen zu zentralisieren ist, welche den einzelnen Auswanderern für ihr gesamtes Wohlergehen dieselben oder größere Vorteile bieten wie diejenigen, in denen ihr Strom zersplittert, und zugleich die Interessen Deutschlands oder der Zurückbleibenden am meisten fördern und sicherstellen.“ Sein nachdrückliches Eintreten für eine Zentralisation begründet er mit den mannigfachen Vorteilen, die dem Auswandernden selber sich daraus ergeben, so für die Sprache und die Arbeitsgewohnung; er beschreibt die ökonomischen Interessen der Heimat an der vereinheitlichten Ansiedlung, am Schiffsverkehr, an der Entstehung eines neuen Absatzmarktes und ähnliches. Dann aber folgt die grundsätzliche Bemerkung: „Außerdem liegt es gewiß nicht im Interesse Deutschlands, daß seine fortziehenden Kinder und ihre Tätigkeit und ihr Kapital die Macht und den Wohl-

stand von Nationen vermehren helfen, welche seiner eigenen Entwicklung auf jeder Weise hemmend entgegentreten, noch auch, daß sie und ihre Nachkommen Gelegenheit nehmen, ihre Sprache und Sitte und damit alle Sympathie und Anhänglichkeit an das alte Vaterland aufzugeben, was wohl zu erreichen steht, ohne sie ihren Pflichten gegen sich selbst und ihre neue gastliche Heimat zu entfremden und auf die ebenso unausführbare als abgeschmackte und gefährdende Idee der schroffen Abschließung und Gründung eines Staates im Staate hinzuweisen.“ Als Blumenau von seiner Studienfahrt heimkehrte, legte er seine Pläne der hamburgischen und der preussischen Regierung vor. Der Erfolg blieb aus.

#### Am Itajahy.

Durch Kauf und durch Schenkungen von der Provinzialregierung hatte Blumenau 1849 das geeignete Areal gesichert. Der privaten Werbung, die er 1850 in Deutschland aufnahm, schlossen sich sieben junge Leute an. Daß er mit eigenen Opfern beginnen müsse, war ihm klar; der Anfangscharakter des Versuchs schwankte noch etwas zwischen einem Privatunternehmen, das sich Arbeitskräfte heranziehen und sichern muß, und einem allgemeineren Plan. Die brasilianische Regierung half mit einem Darlehen. Aber die Pioniere vom 2. September 1850, der als Gründungstag gilt, schienen zunächst auf verlorenem Posten zu sein. Das Jahr 1851 brachte nur einen Nachschub von acht Mann. 1852 ließ sich mit hundertzehn Neuankömmlingen besser an; zwölf Familien erhielten zwölf feste Grundstücke als Besitz zugewiesen, gegen geringe Bezahlung und Erstattung der Vermessungskosten. Dann waren es 1853 achtundzwanzig, 1854 hundertsechshundvierzig Einwanderer — nicht alle blieben, aber am Ende dieses Jahres zählte die Siedlung zweihundertsechshundvierzig Bewohner mit vierzig fertigen, sechs begonnenen Feuerstätten und zwei Zuckermöhlen.

Natürlich wurde Blumenau auch frühe das Ziel von Ranküne, Eifersucht, Verleumdung — handelte es sich nicht einfach um eine Bodenspekulation? Als er mit dem brasilianischen Staat einen Vertrag abschloß, daß er öffentliche Finanzunterstützung (Wegebauten, Pfarrbesoldung und ähnliches) erhalte, mit der Bedingung, die Einwohnerschaft in wenigen Jahren in einem festen Größenverhältnis zu steigern, da galt er wohl manchem als „Seelenverkäufer“ — er gebraucht das Wort selber. Aber er rechtfertigt diese seine Praxis eingehend mit den gegebenen Notwendigkeiten; das Betasten seiner Ehrenhaftigkeit berührt ihn nicht tiefer. Diese aber ist es, die ihn den brasilianischen Behörden so interessant macht. Da sitzt ein Mann im Urwald, dessen Bemühen unzweifelhaft Fortschritte zeitigt; der Staat wendet ihm seine Fürsorge zu, fordert Berichte ein, die glänzend ausfallen; Regierungszuschüsse werden für dies, für jenes bewilligt; wird das Geld für den gedachten Zweck nicht voll benötigt, so wird der freigebliedene Betrag zurückgesandt. Das ist im damaligen Brasilien ungewöhnlich. Man zeigt sich deshalb auch nachsichtig, als Blumenau, dem die Heimat nun 1859 mit einem Reskript der preussischen Regierung die von ihm errechneten Möglichkeiten abschneidet, den Vertrag nicht aufrechterhalten kann. Der Doktor tritt 1860 das ganze Unternehmen an den Staat ab; der scheidet für ihn ein Stück Land als Entschädigung aus, ernannt ihn aber zugleich zum festbestellten Kolonisationsdirektor. Eine seltsame Wendung: Vor zehn Jahren war es Blumenaus Ziel, deutschen Brüdern eine neue Heimat zu begründen; jetzt wird es seine Aufgabe, einem fremden Staat gute Bürger zu schaffen und zu ziehen. Der Doktor blieb noch zwei Jahre in seiner Schöpfung wohnen, dann kehrte er nach Deutschland zurück.

#### Späteres Geschick.

In dem Bezirk von neun Quadratmeilen, den Blumenau Ende 1850 mit siebenzehn Getreuen zu erschließen begonnen hatte, wurden ein Vierteljahrhundert später 10 701 Deutsche gezählt, 1453 Italiener, 1020 Brasilianer. Die Zählung von 1882 ergab 15 780 Einwohner. Nachdem der Kern gebildet war, entfaltete sich das Gemeinwesen. Die agrare Basis in einer sehr mannigfaltigen Kultur: Zucker, Tabak, Süßfrüchte, Milch, Holzbearbeitung, blieb das gegebene. Aber auch industrieller Unternehmungssinn erwachte: die Heringschen Webereien, die für Brasilien wichtig wurden, entstanden. Der dörfliche, der unsicher kleinstädtische

Charakter des Ortes, den die Abbildungen aus den achtziger Jahren zeigen, ist oder wird von der Entwicklung schon halb vermischt. Nach drei- viertel Jahrhunderten, 1927, zählte das Gesamt-municipio etwas über 106 000 Einwohner, davon 57 000 deutschsprachig; sie tragen ein durch- gebildetes Schul- und Kirchenwesen. Schon in dem Beginn der achtziger Jahre hatte man rasch nacheinander gleich zwei deutsche Zeitungen ge- gründet. Natürlich ist mit dem Wachstum und der Blüte des Bezirks sein Schicksal aufs innigste mit dem Schicksal des brasilianischen Gesamt- staates verwachsen — das hat Vorteile, aber auch Schwierigkeiten ge- bracht. Die Laktik und die Lösung Blumenaus selber war gewesen, seine Deutschen ganz außerhalb der innerbrasilianischen Parteikämpfe und Strömungen zu halten. Das mochte ihm noch gelingen, da er fast nur Leute erster Generation um sich hatte. Die Revolution von 1889 und die mannigfachen Erschütterungen seitdem mußten diesen ganzen Fragenkreis problematischer machen.

Als Blumenau seine Werbeschrift hinausgab, versprach er den Aus- wanderern, „daß ich meine Lage nicht in dem Wohlleben und den Ge- nüssen der Städte, sondern unmittelbar in ihrem Kreise verbringe, zum größten Teil ihre Mühen und Beschwerden sowie ihre Freuden teile, und daß Ruder und Spaten, Hacke und Axt auch meiner Hand nicht fremd sind“. Er wollte ein arbeitshartes, zu Entbehrungen bereites, doch einer freien Zukunft sicheres Geschlecht an seiner Seite. Zu diesen Menschen aber sprach er, da er sie rief, auch von der „heiligen Verpflichtung, den Schatz von wahrer Bildung und Gesittung, welcher ihnen von den Vätern übertragen, als unveräußerliches Vermäch- nis wiederum den Nachkommen zu wahren und zu über- liefern“.

Th. H.

## Das neue Portugal und sein Führer.

Von Paul Herre.

In „Deutschlands Erneuerung“, München.

Innerhalb des weltgeschichtlichen Wandlungsprozesses, der sich seit dem Weltkrieg auf dem europäischen Boden abspielt, kommt dem Um- und Ausbauprojekt, das in Portugal verrichtet wird, eine besondere Bedeutung zu. Es verdient um so größere Beachtung, als das portugiesische Volk, das sich einst zum ersten Volk Europas emporgeschwungen und in gewaltigem Latendrang der Erschließung und Eroberung der Welt durch die weiße Rasse die Wege gewiesen hatte, dann aber in einen jahrhundertelangen Schlaf verfallen war, sich jetzt in jähem Ruck aus diesem Traumzustand erhebt. Auch dieses Wunder knüpft sich an die Wirksamkeit eines einzelnen gottbegnadeten Menschen, in dem die wurzelechten Kräfte eines in allem Stillstand und Niedergang gesund gebliebenen Volkes verkörpert er- scheinen.

Seit dem Jahre 1926, in dem nach wiederholten Umsturzversuchen von militärischer Seite mit dem nationalen Aufstand vom 27. Mai 1926 das Ziel erreicht wurde, das demokratische System für Portugal endgültig zu beseitigen, stand General Carmona als alleiniger Diktator an der Spitze, seit seiner Wahl zum Präsidenten der Republik am 25. März 1928 auch als legitimes Staatsoberhaupt: ein schlicht vornehmer, ritterlicher, von tiefer Sittlichkeit erfüllter Soldat und ein großer Patriot. Bis auf den heutigen Tag ist er als der Repräsentant der zuchtvollen, militärischen Kräfte des neuen Portugal der unentbehrliche Bürge des staatlichen Neu- baus geblieben, den er in die Wege geleitet hat.

Es ist wahr, daß der General wie sein spanischer Kollege Primo de Rivera eine Zeitlang versucht hat, selbst den Staatsmann zu spielen. Das ist ihm ebensowenig geglückt wie diesem. Insbesondere erlitt er mit seinen Versuchen, der finanziellen Not zu steuern, Schiffbruch. Ohne deren Be- seitigung war kein Aufbau möglich. Er hat jedoch bald erkannt, daß der Offizier allein die schwierige Aufgabe nicht lösen könne, und sich ent- schlossen, zur Ordnung der trostlosen finanziellen Verhältnisse einen Fach- mann heranzuziehen, den Professor für Volkswirtschaftslehre und Finanz- wissenschaft an der Universität Coimbra, Antonio Oliveira Salazar, der sich mit den Fragen in sorgfältigen wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt und durch seine Arbeiten die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich

## Wirtschaftliche Teilung in Oberschlesien



Die durch das Versailler Diktat erzwungene Teilung Oberschlesiens be- raubte Deutschland des größten Teils der Steinkohlenvorräte. Legt man die Fördermenge von 1913 zugrunde, so verlor Deutschland drei Viertel seiner oberschlesischen Kohlenproduktion. Von 67 Gruben fielen 53 an Polen. Von den Steinkohlenvorräten ging noch ein größerer Anteil an den polnischen Teil Oberschlesiens verloren. Von den Vorräten an Zink- und Bleierzen ging etwas weniger als die Hälfte verloren, wobei aber alle 10 Blei- und Zinkrösthütten, alle 12 Zinkhütten, alle beiden Bleihütten und 5 von 8 Zinkwalzwerken und das einzige Bleiwalzwerk an Ostoberschlesien verloren gingen. Die deutsche Wirtschaft war aber in der Lage, die För- derung in dem deutschgebliebenen Teile der oberschlesischen Industrie be- deutend zu steigern, während die Erzeugung im polnischen Ostoberschlesien zurückging. So werden von der gesamten Erzeugung der Kohlengruben Oberschlesiens 41 % bereits wieder in den verbliebenen Kohlengruben ge- fördert.

gelenkt hatte. Aber dieser stellte für die Durchführung des ihm zugedachten Programms so rigorose Bedingungen, daß es die Militärs nicht über sich brachten, darauf einzugehen. So kehrte der Staatsmann, der der Retter Portugals werden sollte, zunächst auf seinen Lehrstuhl zurück.

Aber der erneute Anlauf der militärischen Führung zur selbständigen Beseitigung der Finanznot verfehlte, wie alle früheren Versuche, sein Ziel. Zwar war der Völkerbund, an den man sich zuletzt gewandt hatte, bereit, eine Anleihe zu gewähren, aber die internationale Kontrolle, die sich als Bedingung daran knüpfte, war für den nationalen Stolz der neuen Regie- rung schlechthin unerträglich, und da sich die Schuld an das Ausland in- zwischen — von 1918 bis 1928 — um das Sechsfache gesteigert hatte, so wußte sich Carmona, der inzwischen zum Präsidenten der Republik auf- gestiegen war, schließlich keinen anderen Rat, als Salazars Bedingungen anzunehmen und diesem die Ordnung der portugiesischen Finanzen anzu- vertrauen.

So begann Salazar sein staatsmännisches Werk als Finanzdiktator, und die Art, wie er es in Angriff nahm, kennzeichnet sein ganzes Wesen. Feind aller Halbheit, die keine endgültige Besserung bringen konnte, faßte er seine Aufgabe in großem Stile an, und unbekümmert um das Urteil der anderen Menschen forderte er, was er als unumgänglich erkannt hatte, und handelte zugleich. Feind aller demagogischen Phrasen, die bis dahin in Portugal eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hatten, verfolgte er in stiller, sachlicher Arbeit, mit völlig unromantischen Methoden, unverrückbar sein Ziel, in vollster Einheit von Idee und Tat: ein Mann von persön- licher Makellosigkeit und reinstem Willen, erfüllt von dem Glauben an den Erfolg seines Werkes und an die Zukunft seines Volkes und Staates. Durch die Beispielhaftigkeit seiner reinen und uneigennütigen Persönlich- keit, aber auch durch die Härte und Kühle seiner Haltung wirkte er fast noch mehr als durch seine unbeirrbar ruhige Arbeit, und beinahe wider Willen wurde er durch den Glauben seines Volkes an ihn und sein sittliches

Streben emporgetragen, nicht nur zum Führer und Diktator, sondern auch zum Erwecker des nationalen Lebenswillens schlechthin.

Indem er arbeitete und vorwärtskam, zwang er ohne Druck das ganze patriotische Portugal in seine Gefolgschaft. Er brach die Verhandlungen mit Genf ab, legte zwei Monate später einen Etat vor, der mit einem Überschuss von 285 Millionen Escudos abschloß, und ergriff gleichzeitig Maßnahmen zur Abtragung der ungeheuren inneren und äußeren Schuld. Seitdem weist jedes Jahresbudget einen Aktiofaldo auf, und Schulden sind in regelmäßigem Abzahlungsverfahren abgetragen. Diese staunenswerten Erfolge wurden durch rein finanztechnische Mittel erzielt, aber unter schärfstem Einsatz der staatlichen Autorität. Verwaltung und Buchführung wurden von Grund auf reformiert, Korruptionen jeder Art mit derselben Rücksichtslosigkeit beseitigt wie Steuerpassivität und Steuerhinterziehung. In dem harten Durchgreifen des Staates, dem sich kein Ministerium und keine Behörde entziehen konnte und durfte und von dem eine Art von reinigendem Fluidum in das ganze Volk strömte, lag das Geheimnis des fast unglaublichen Wandels. An die Stelle des alten Begriffs „Politik“, der nur das Ich, die Clique und die Partei kannte, trat ein neuer Begriff „Politik“, der Dienst am Staat und an der Volksgemeinschaft bedeutete.

Salazar hat einem Franzosen gegenüber das Wesen und die Aufgabe des neuen Staates einmal dahin gekennzeichnet: „Der Zweck, dem alle Aktivität des neuen portugiesischen Staates zustrebt, ist der uneigennützigste Dienst an dem großen allgemeinen Interesse der Nation. In der Befolgung dieses Zweckes sind die Machtvollkommenheiten des Staates weder schiedsrichterlich noch allmächtig. Sie werden geführt und beschränkt durch die Gesetze der Gerechtigkeit und der christlichen Moral, Gesetze, die den Rechten des Staates, den allgemeinen Interessen der Nation und der Persönlichkeit des Führers wie der Bürger überlegen sind.“

Ohne sich irgendwie anzubieten oder vorzudrängen, wuchs Salazar in diese große und weite Aufgabe hinein, und gläubig gab man dem Vorkämpfer einer neuen Staatsautorität den Weg zu unumschränktem Schalten und Walten frei. Nicht mit einer Bewegung aufgestiegen, war er nun plötzlich Träger einer solchen und durch sie Erzieher seines Volkes.

Nach seiner eigenen Aussage wollte Salazar mehr Reformator als Revolutionär sein. Schonungslosigkeit gegenüber falschen Ideen, aber Schonung gegenüber den Menschen, das war sein Leitgedanke. Immer war seine Sorge, daß sein Volk in dem tiefgreifenden Umgestaltungsprozeß, den er als unvermeidlich ansah, allzuviel von seinem innersten Wesen verlor. Das Ureigene und Bodenständige sollte bei aller erzieherischen Arbeit unberührt bleiben: das entsprach seiner im Grunde konservativen Einstellung.

Von der Notwendigkeit einer Zusammenfassung der Kräfte in einer neuen Herrschaftsordnung ausgehend, verkündete er als die fünf Grundprinzipien:

- das Recht der portugiesischen Nation auf ihre staatliche Unabhängigkeit und auf ihren kolonialen Besitz mit Unterordnung aller einzelnen Interessen,
- die Aufrichtung des Staates auf der Basis des Sittengesetzes und der Grundsätze des Völkerrechts,
- die Festigung der Exekutive unter Ausschaltung aller Parteiwirtschaft und Beschränkung der Legislative auf die großen Gesetze,
- die Zusammenfassung der gesellschaftlichen Kräfte im Staate auf korporativer Grundlage und unter Wahrung der familiären Bande,
- die Herbeiführung des sozialen Friedens und des wirtschaftlichen Fortschritts auf der Basis der Anerkennung der Arbeit als Träger der Werkgemeinschaft.

Das waren Leitsätze, die im einzelnen auch fremde Vorbilder erkennen ließen. Aber was Salazar dem Ausland entlehnte, waren Methoden, die nur Mittel zum Zweck sein sollten. Nicht selten hat man den Eindruck, daß er sich ihrer im Sinne eines Verfahrens bediente, das dazu berufen war, über einen Zustand hinwegzuhelfen, um nach dessen Beseitigung einem anderen Verfahren Platz zu machen.

Seit dem 5. Juli 1932 stand Salazar auch als Ministerpräsident an der Spitze der Regierung und trug nunmehr in aller Form die Verantwortung für das staatliche Aufbauwerk, dessen Fundamente er bereits gelegt hatte. Für alles Weitere bildete die neue Verfassung die Voraussetzung. Unter Zurückstellung aller monarchischen Bestrebungen erklärte sie Portugal zu einer „geeinten und körperhaftlichen Republik, die auf der Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz beruht“ und deren Souveränität in der Nation wurzelt. Ihre Organe sind das Staatsoberhaupt, die Nationalversammlung, die Regierung und die Gerichte.

Der Präsident der Republik wird alle sieben Jahre vom Volk gewählt. Er ernennt den Ministerpräsidenten, aber alle seine Maßnahmen bedürfen der Gegenzeichnung durch diesen. Er übt nicht nur vollziehende, sondern auch gesetzgebende Gewalt aus und ist von keiner Versammlung abhängig. Seine Stellung ist somit stärker als die der Herrscher in konstitutionellen Monarchien, ja stärker als die des amerikanischen Präsidenten. Aber Hauptträger der Exekutive ist nicht er, sondern die Regierung, im eigentlichen Sinne der Ministerpräsident, der dem Staatsoberhaupt die übrigen Minister vorschlägt.

Salazars Arbeit konzentrierte sich auf das, was Vorbedingung und Sinn des großen Umgestaltungswerkes sein mußte: die Sicherung des Staates nach innen und außen und die Erneuerung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse. Daß bei der dringenden Reform des Heeres und der Flotte weniger der Minister selbst als der Präsident mit seiner Generalität bestimmend war, liegt auf der Hand. Aber für die Stärkung der Wehrmacht hatte der genaue Rechner immer die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung. Kein Gebiet, in das Salazar nicht mit starker Hand helfend und bessernd eingegriffen hätte. Mit Bedacht hat er sich der Reform der rückständigen wirtschaftlichen Verhältnisse erst zugewandt, nachdem er mit der Befundung des Finanz- und Steuersystems die unentbehrliche Voraussetzung dafür geschaffen hatte. Aber dann nahm er in wachsendem Maße Einfluß auf die Produktion. Im Sinne der erstrebten nationalen Unabhängigkeit lehnt es Salazar dabei nach Möglichkeit ab, von der Hilfe ausländischen Kapitals Gebrauch zu machen. Der Minister nimmt es in Kauf, daß die Durchführung des Programms auf diese Weise eine entsprechende Verlangsamung erfährt. Im übrigen geht die wirtschaftliche Aufbauarbeit mit der Sorge für die besonders rückständigen Verkehrsverhältnisse natürlich Hand in Hand. Es wurden in großem Umfang nicht nur neue Straßen und Eisenbahnen gebaut, sondern es entstanden auch neue Hafenanlagen. Selbst für den Aufbau einer eigenen Handelsflotte wurden Mittel zur Verfügung gestellt. Das Telegraphen- und Telephonnetz wird ständig erweitert, und so wächst Portugal langsam, aber systematisch in die neuen Errungenschaften hinein, die das europäische Kulturleben bezeichnen.

Das gilt auch für den geistigen und sozialen Bereich, innerhalb dessen nicht weniger zu tun ist. Zählte die portugiesische Bevölkerung doch bei dem Beginn des staatlichen Neubaus nicht weniger als 60 % Analphabeten. Die geistige Hebung seines Volkes findet Salazars besonderes Interesse. Überall im Lande entstehen neue Volksschulen, aber auch die Zahl der höheren Schulen wird ständig vermehrt. Daneben wurden noch Fachschulen und wissenschaftliche Anstalten gegründet. Großzügige Wohlfahrts- und Fürsorgeeinrichtungen wurden geschaffen. Über dem ganzen gesellschaftlichen und kulturellen Leben der neu aufsteigenden Nation aber erhob sich der regelnde und sichernde Bau einer neuen Rechtsprechung, der das Dasein des einzelnen und des Volkes in den Prinzipien des neuen Staates verankert.

So stellt sich das staatliche Erneuerungswerk, das von Salazar verkörpert wird, als etwas geschlossenes Ganzes dar. Gewiß ist es im einzelnen noch unfertig, aber die tragenden Ideen und Prinzipien sind klar aufgezeigt und unmittelbar wirksam. Der große Staatsmann hatte alles Recht, in der Rede zur Zehnjahrsfeier der nationalen Revolution die ungeheuren Erfolge, die bereits erzielt worden sind, rühmlich hervorzuheben. Wer wollte ihm auch widersprechen, wenn er als die wahre Ursache dieser Erfolge die ewigen Dogmen nannte, über die man nicht streite: Gott, Tugend, Vaterland, Tradition, Autorität, Familie, Arbeit? In der Tat waren durch sie die Grundmauern des neuen Portugal aufgerichtet: der Friede, die Ordnung und die nationale Einheit.



# Die früheren Männer.

## Die Familie Piedboeuf.

Zur Wiederkehr des Todestages von Jean Louis Piedboeuf am 20. August.

Die Piedboeufs stammen aus Belgien. Der Name ist eigentlich ein Beinamen, den die Familie Dujardin oder de Jardin in Jupille um 1500 annahm. Hundert Jahre vorher ist die Familie schon in Bisé nachweisbar mit Besitz in Jupille. Hier gab es einen Hof, der Pied-de-boeuf oder Pied-de-Bouffe genannt wurde und der im Besitz von Jehan de Jardin war.

Die industrielle Tätigkeit der Familie beginnt mit Jacques Pascal Piedboeuf (1783 bis 1839), der im Jahre 1812 in Jupille die erste belgische Dampfkesselfabrik gründete, die sich eines stetig wachsenden Zuspruchs erfreute. 1830 erhielt er die Genehmigung, in Aachen ebenfalls eine solche Fabrik anzulegen. Mit diesem Schritt über die deutsche Grenze folgte Jacques Pascal den Spuren vieler seiner Landsleute vor und nach ihm. Sind es doch vielfach belgische Techniker und Unternehmer gewesen, die im 19. Jahrhundert sich in Westdeutschland industriell betätigten. Genannt seien nur in diesem Zusammenhang die Familien Bicheroux, Pastor, Chaudron, Destillieur, Pouplier u. a. In den Jahren 1836 und 1837 vergrößerte Jacques Pascal seine Aachener Fabrik. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Früchte seiner Arbeit reifen zu sehen, denn er starb kurz nachher. Die Leitung des Unternehmens ging auf seinen ältesten Sohn Jacques über. Dieser war ein weitblickender Unternehmer, der im Jahre 1845 mit dem Waggonfabrikanten H. J. Talbot sowie den Maschinenfabrikanten J. L. Neumann und Theodor Esser den Entschluß faßte, gemeinsam ein Eisenwalz- und Hammerwerk unter der Firma „Piedboeuf & Co.“ zu errichten, aus dem später der „Aachener Hüttenverein Rothe Erde“ hervorging. Die Gründe für dieses Vorgehen lagen in dem damaligen Zustand des westdeutschen Eisengewerbes. Denn durch den Eisenbahnbau waren die wenigen Werke so stark beschäftigt, daß sie ihre sonstigen Abnehmer in Roheisen, Blechen, Bandagen usw. nur sehr mangelhaft beliefern konnten; ganz abgesehen von der gleichzeitig auftretenden Preissteigerung, die den weiterverarbeitenden Unternehmungen das Leben recht sauer machte.

Nachdem zu Anfang des Jahres 1846 das Landgut „Rothe Erde“ erworben war, wurde der Bau des Walzwerks unter der Leitung von Reiner Daelen\* so gefördert, daß die Inbetriebsetzung am 1. Mai 1847 erfolgen konnte. Das Werk besaß neben einer Reihe von Puddelöfen ein Luppenwalzwerk, ferner Walzwerke für Stabeisen, Schienen, Blech und Radreifen.

Kaum war jedoch der Betrieb aufgenommen, als zu Beginn des Jahres 1848 die französische Revolution ausbrach. Im Februar des genannten Jahres wurde der Betrieb des Werkes eingestellt, nach einiger Zeit jedoch wieder aufgenommen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren aber so schlecht, daß nach kurzer Zeit ein neuer Stillstand eintreten mußte. Erst im Jahre 1853, als die Eisenpreise langsam wieder anzogen, kam die Hütte nach mehrjährigem Stillliegen wieder in Betrieb. In der Zwischenzeit war aber die Offene Handelsgesellschaft Piedboeuf & Co. in eine

Kommanditgesellschaft „Carl Rueß“ umgewandelt worden. Die Kommanditgesellschaft kaufte von der Firma Piedboeuf & Co. das Puddel- und Walzwerk zum Preise von 127 000 Taler. Jacques Piedboeuf starb im Jahre 1852. An seine Stelle trat sein Bruder Jean Piedboeuf in die Geschäftsführung der Kommanditgesellschaft ein.

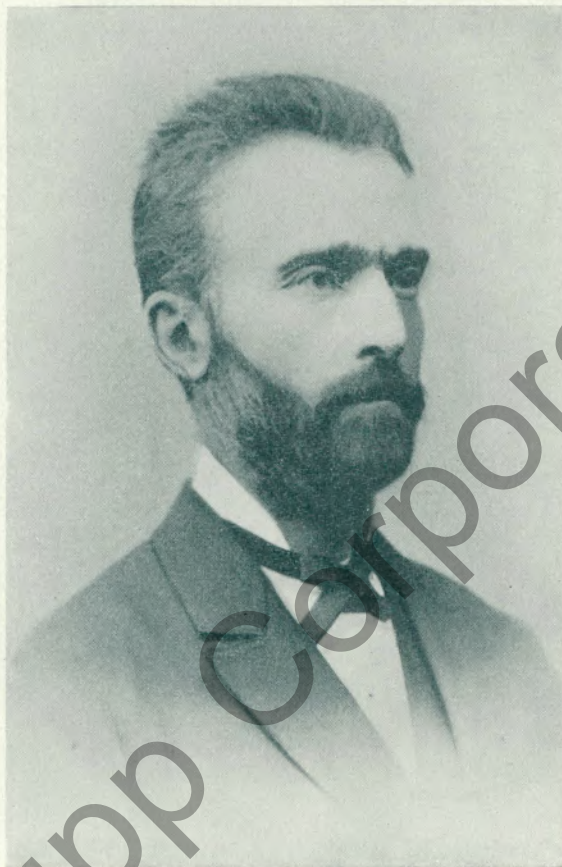
Jean Piedboeuf hatte drei Söhne: Eugène, Gustav und Jean Louis. Dieser wurde am 31. Mai 1838 geboren. Mit achtzehn Jahren trat er in die „Ecole des Mines“ in Lüttich ein. Als praktischer Ingenieur war er auf dem Walzwerk in Eleffin tätig und kam dann zur Dampfkesselfabrik in Aachen. Der gute Ruf der Piedboeuf-Kessel veranlaßte Jean Louis, im Jahre 1863 in Düsseldorf eine weitere Dampfkesselfabrik unter der Firma „Jacques Piedboeuf“ ins Leben zu rufen, die er seinen Neigungen entsprechend neuzeitlich einrichtete. Jean Louis gehört sicherlich zu den ersten Kesselbauern, die die Kesselböden auf hydraulischen Pressen herstellten. Ein von ihm gegründetes Blechwalzwerk „Piedboeuf, Davans & Co.“ sicherte seiner Dampfkesselfabrik die Versorgung mit Grobblechen, während die ebenfalls von ihm erbaute Röhrenfabrik „J. P. Piedboeuf & Co.“ den Röhrenbedarf deckte. Endlich gehört Jean Louis neben der Familie Poensgen noch zu den Gründern des späteren „Oberbiller Stahlwerks“. Aber nicht nur als Kesselbauer war Jean Louis fortschrittlich eingestellt. In seinem Puddelwerk führte er frühzeitig die damals aufkommende Voëtius-Feuerung ein und stellte Vergleichsversuche zwischen dieser und der Bicheroux-Feuerung an, die in Fachkreisen viel beachtet wurden.

Neben seiner angestregten und vielseitigen Tätigkeit auf industriellem Gebiet fand Jean Louis noch Muße, sich mit naturwissenschaftlichen Fragen zu beschäftigen. Abhandlungen über Wärmetheorie, Stoff und Kraft sowie

über geologische Fragen zeugen von seiner intensiven Beschäftigung mit diesen Gebieten. Bei seinen geologischen Studien kam er auch auf das Gebiet des Erdöls. Im Jahre 1883, also zu einer Zeit, als man in Deutschland noch wohl kaum an die Ausbeutung der Erdöllager dachte, ließ er eine Schrift über die Entstehung des Petroleums in Zentraleuropa erscheinen, die beweist, wie weitschauend er damals bereits die Erdölfrage beurteilte.

Jean Louis Piedboeuf war ein Ingenieur im besten Sinne des Wortes. Naturwissenschaftlich hervorragend begabt, wirkte er befruchtend und anregend auf seine Mitarbeiter und genoß in eisenhüttenmännischen Kreisen großes Ansehen. Er starb nach eben vollendetem 53. Lebensjahre am 20. August 1891.

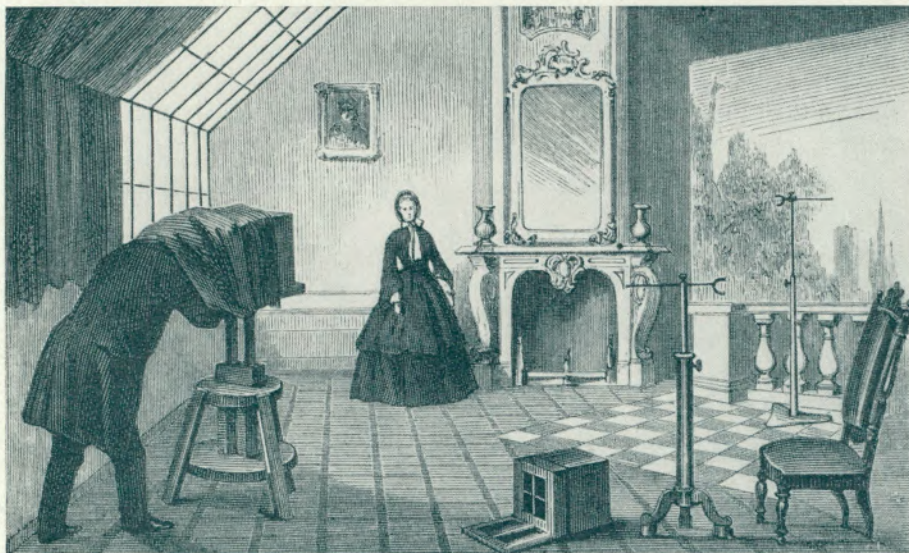
Schrifttum: Nachruf in „Stahl und Eisen“ 11 (1891) S. 784; Rabius, Wilhelm: Der Aachener Hütten-Aktienverein in Rothe Erde 1846 bis 1906. Jena 1906; Aachener Hütten-Aktienverein, Rothe Erde bei Aachen. Festschrift 1847 bis 1907; Ditto, H. W.: Aachener Hütten-Industrieherren. I. Die Familie Piedboeuf. Jan Willem 5 (1930) S. 176/78; Maréchal, Jean R.: La Contribution des Belges et des Français à l'Essor de la Grande Industrie allemande. Rev. univ. Mines 80 (1937) S. 517/31; Piedboeuf, J. L.: Petroleum Central-Europas, wo und wie es entstanden ist. Düsseldorf 1883.



Jean Louis Piedboeuf,  
1838 bis 1891.

\* Vgl. „Das Werk“ 12 (1932) S. 571

# Technische Gedenktage.



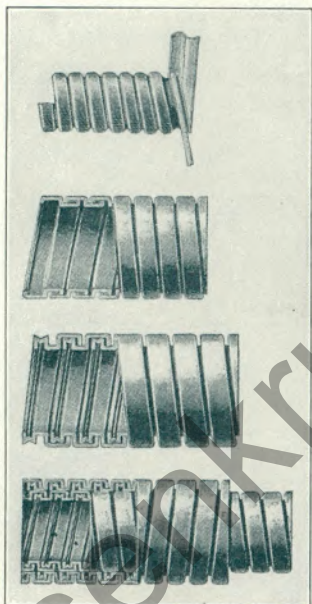
Beim Photographen in den 1860er Jahren.

Nach Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien, Bd. 4, Leipzig und Berlin, S. 492.

19. 8. 1839 wurde von der Akademie der Wissenschaften in Paris das von den beiden Franzosen Niepce und Daguerre erfundene Verfahren der Photographie veröffentlicht und zu Ehren des damals noch lebenden Miterfinders „Daguerreotypie“ genannt. Niepce und Daguerre hatten sich im Jahre 1829 zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden, und ihren vereinten Anstrengungen gelang es dann, ein wirklich brauchbares Verfahren zu entwickeln. Die nebenstehende Abbildung zeigt ein photographisches „Kabinett“ aus den 1860er Jahren.

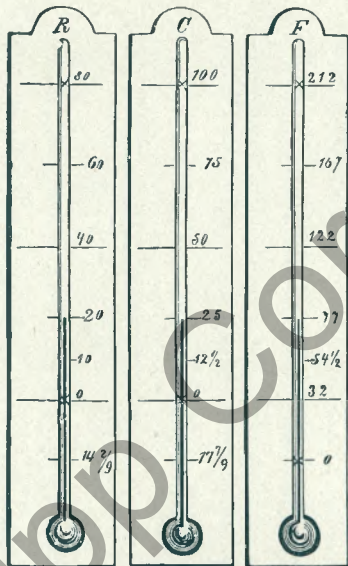
7. 9. 1781 wurde in Brüssel Graf Georg Franz August von Buquoy geboren. Er ist in der Geschichte der Dampfmaschinen bekannt geworden durch eine vollkommen aus Holz gefertigte Dampfmaschine. Sogar der Kessel war aus Holz hergestellt, und nur der von der Flamme bestrichene Kesselraum war aus Blech zusammengeklebt. Die untenstehende Abbildung zeigt eine amerikanische Dampfmaschine aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die ebenfalls einen hölzernen Dampfkessel besaß. Im Zeitalter der Hochdruckkessel mußten uns diese damals durchaus ernst gemeinten Vorschläge mitunter scherzhaft an.

27. 8. 1887 wurde ein deutsches Reichspatent auf biegsame Metallrohre erteilt. Diese Rohre oder Metallschläuche, wie sie auch genannt wurden, wurden aus S-förmig gezogenen Metallstreifen unter Einlage eines dichtenden Streifens aus Gummi oder einem ähnlichen Stoff aufgewickelt.



Biegsame Metallschläuche. Nach Hermann Haedicke: Die Technologie des Eisens, Leipzig 1900, S. 315.

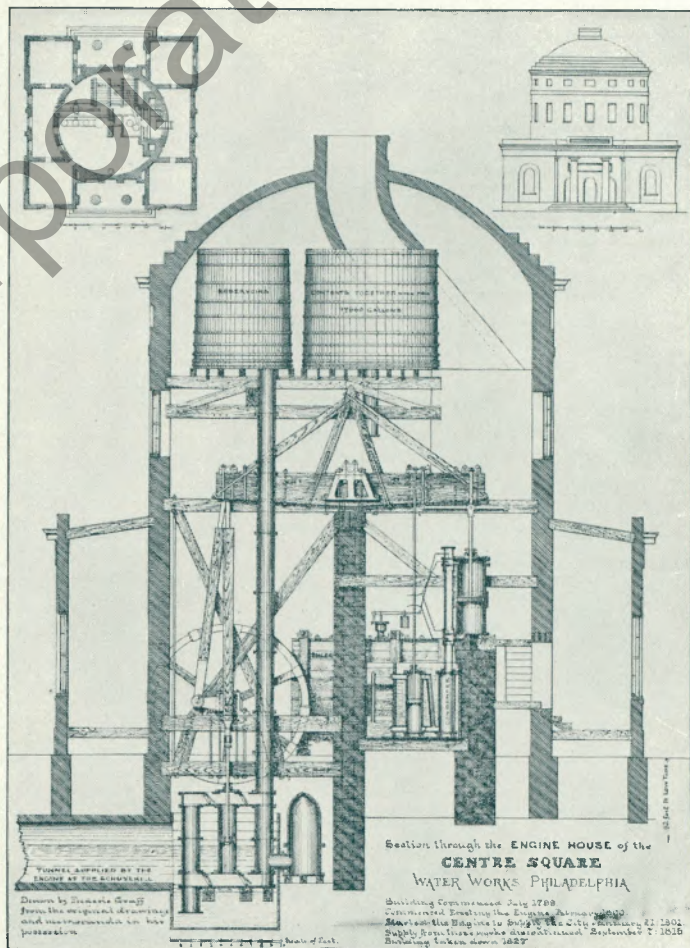
Von diesem Punkt aufwärts bis zum Siedepunkt des Wassers teilte er die Skala in 212 Teile. Der Nullpunkt liegt bei Fahrenheit auf dem 32. Grad.



Die Thermometerskalen von Réaumur, Celsius und Fahrenheit.

Nach Buch der Erfindungen, 8. Aufl., Bd. 2, Berlin und Leipzig 1889, S. 519.

16. 9. 1736 starb Gabriel Daniel Fahrenheit. Er führte das Quecksilber als thermoskopische Flüssigkeit bei den Thermometern ein, wodurch diese sehr an Genauigkeit gewannen. Den Nullpunkt des Thermometers nahm er nicht, wie Réaumur und Celsius, beim Gefrierpunkt des Wassers, sondern bei der nach seiner Meinung tiefsten Temperatur an, die er durch eine besondere Kältemischung erhielt. Von diesem Punkt aufwärts bis zum Siedepunkt des Wassers teilte er die Skala in 212 Teile. Der Nullpunkt liegt bei Fahrenheit auf dem 32. Grad.



Dampfmaschine mit hölzernem Kessel.

Nach Journ. Franklin Inst. 102 (1876), Tafel 1.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Reichsstraße 20.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Reichsstraße 20, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Für unverlangt eingefandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.